Band 891 ● 2.20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

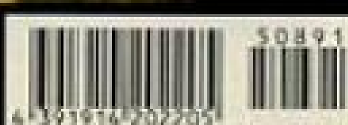
Die große Gruselserie von Jason Dark

Knochenklaue

Band 891 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Knochenklaue

John Sinclair Nr. 891

Teil 1/3

von Jason Dark

erschienen am 01.08.1995

Titelbild von Richard Newton

Sinclair Crew

Knochenklaue

Kichern…

Hämisch, nicht sehr laut, dafür gefährlich.

Donata McBain blieb stehen, als sie es hörte, und sofort rieselte ihr eine Gänsehaut über den Körper.

Das Geräusch hatte ihr nicht gefallen. Es paßte nicht zu der Friedhofsstille, zu dem Ort des Vergessens, zu den Toten.

Jetzt hörte sie es nicht mehr.

Donata McBain atmete tief durch, ohne sich allerdings zu beruhigen. Sie wartete zunächst einmal ab und war froh, nicht mehr allzu weit vom Ausgang entfernt zu sein. Sie konnte das Gittertor bereits sehen; dahinter lagen wie Schatten die verschneiten Berge, an deren Fuß sich wie Schutz suchend ihr Heimatdorf schmiegte!

Es war bitterkalt geworden. Der Frost fraß sich gnadenlos in den Boden. Er machte ihn steinhart.

Wer jetzt noch jemanden beerdigen wollte, dessen Grab mußte mit schwerem Gerät ausgehoben werden.

Das Kichern wiederholte sich nicht, und Donata McBain beruhigte sich allmählich. Oder hatte sie sich etwa getäuscht?

Es hätte der Wind sein können, der sich an irgendwelchen Grabsteinen fing und eben dieses Geräusch erzeugte - wenn es windig gewesen wäre. Also doch ein Kichern, doch von wem stammte es? Von einem Tier?

Von einer Katze vielleicht, die sich verlaufen hatte und unter der Kälte litt? Vieles denkbar, und alles mögliche redete sich Donata McBain ein, ohne es jedoch zu glauben. In ihrem Leben war nicht alles glattgegangen, aber sie fühlte sich mit ihren über fünfzig Jahren noch fit genug, um sich den Problemen der Welt zu stellen, auch wenn sie ihren Mann verloren hatte und wenig später die Tochter begraben mußte. Es waren schwere Schicksalsschläge gewesen, sie aber hatte sie mit Bravour überstanden und führte das Geschäft jetzt allein weiter, hin und wieder von einer Aushilfe unterstützt.

Das neue Jahr hatte begonnen, und sie hatte endlich einmal die Gräber besuchen wollen. So tat sie es immer. Es gehörte einfach zu ihrem Leben, und wenn sie dann vor den Gräbern stand, hielt sie mit den Toten stumme Zwiesprache.

Sie schaute sich um. Der Rundblick zeigte ihr, daß sich in ihrer Nähe nichts verändert hatte. Sie konnte auch keinen anderen Besucher entdecken. Donata befand sich allein auf dem Friedhof, was ihr wiederum nicht gefiel, deshalb wollte sie ihn auch so rasch wie möglich wieder verlassen.

Die Frau stellte den Kragen ihres Mantels hoch. Der Wollstoff war gefüttert und wärmte angenehm.

Die Hände steckten in Handschuhen und auf dem Kopf trug sie einen mützenartigen Hut mit Ohrenschützern, der die beißende Kälte ebenfalls abhielt.

Dabei war es ein herrlicher Wintertag, wie man ihn sich nur wünschen konnte. Nach den Wintern der letzten Jahre, die keine waren hatte die Kälte wieder richtig zugeschlagen, und es tat der Natur auch gut, denn der Frost tötete viele Schädlinge.

Kalt, herrlich kalt. Mit Schnee bis in die Täler, der auch liegenblieb. Für die Autofahrer war es weniger schön, über vereiste Straßen zu

rutschen, aber damit hatte sie keine Probleme. Bei ihrem Job im Ort konnte sie prima auf einen Wagen verzichten.

Es war ungewöhnlich, daß sich außer ihr niemand auf dem Friedhof aufhielt, so fand sie auch keine Bekannten für einen kurzen Plausch.

Das Geschäft war noch geöffnet. Die Aushilfe stand darin, verkaufte Zeitschriften, Zigaretten, auch Lebensmittel, Schnaps und Bücher. Ein richtiger Kramladen, dem eine Spielzeugabteilung angeschlossen war.

Es war ein schöner, gepflegter Friedhof, mit einem prächtigen Tor. Uralt schon, jemand hatte es mal gestiftet, irgendein Lord, der sich hatte ein Denkmal setzen wollen, und sein Denkmal stand noch.

Während Donata ging, streifte sie mit den Blicken die zahlreichen Gräber in ihrer Nähe. Sie waren alle von einer dünnen Eisschicht überzogen. Das Eis hielt Grabsteine und Kreuze umfangen wie eine Haut.

Das Kichern!

Plötzlich war es wieder da und stoppte Donata McBain mitten im Schritt. Sie hielt für einen Moment den Atem an, sie konzentrierte sich darauf, sie schaute blitzartig zurück, ob sich jemand hinter ihr aufhielt, aber da war nichts.

Das unheimliche Geräusch hing wie ein tödlicher Gruß in der kalten Luft.

Hatte sich Donata vorhin erschreckt, so wurde ihr jetzt unheimlich zumute. Sie zählte nicht zu den ängstlichen Frauen, die bei jedem unbekannten Geräusch gleich wegliefen oder nach männlichem Beistand riefen, nun aber war ihr doch mulmig geworden.

Da stimmte etwas nicht.

Sie hatte mal gelesen, daß es immer wieder zwielichtige Gestalten gab, die sich auf Friedhöfen herumtrieben und nach Opfern Ausschau hielten.

Auch bei dieser Kälte?

Es wollte ihr einfach nicht in den Sinn, und sie preßte für einen Moment die kalten Lippen zusammen. Sie hörte ihr Herz laut schlagen. Die Furcht biß in Herz und Seele, aber es war niemand zu sehen, auch als sie sich umschaute.

Der Himmel über ihr schwieg ebenfalls. Donata schaute hoch und sah die glatte, hellblaue Fläche, die von keiner einzigen Wolke unterbrochen wurde. Ein derartiges Wetter war selten, und es würde wieder eine Bilderbuchnacht werden, mit einem prächtigen Sternenhimmel, der bei dem Betrachter für Entzücken sorgte.

Das Kichern war verstummt.

Donata McBain hatte sogar die Nerven, darüber nachzudenken. Das Geräusch war beim zweitenmal lauter gewesen, davon war sie überzeugt. Also mußte sich der Unbekannte näher an sie herangewagt haben, falls es ihn überhaupt gab.

Noch einmal schaute sie an den Grabsteinen entlang. Sie standen da als Zeugen für die Toten an die Lebenden. Sie rührten sich nicht. Namen waren in sie hineingehämmert worden, und jeder Name war mit einem Schicksal verbunden.

Keine Regung, keine Bewegung.

Donata putzte sich die Nase und schüttelte sich, als ein erneuter Kälteschauer über ihren Rücken lief. Jedenfalls wurde es für sie Zeit, zu verschwinden und den Friedhof zu verlassen.

Sie bewegte sich auf das Tor zu. Ihre Beine machten zwar mit, kamen ihr aber vor wie ungelenke Stöcke.

Noch nie hatte sie ein derartiges Erlebnis auf dem Friedhof gehabt. Sie beschloß, mit den beiden Polizisten darüber zu sprechen, daß sie das Gelände mal durchsuchen sollten.

Das breite Tor war nicht geschlossen. Es bestand aus mehreren Gitterstäben, die durch Querstreben miteinander verbunden waren. Zwei gemauerte Pfosten bildeten die Grenzen rechts und links, und der Weg in der unmittelbaren Umgebung war mit kleinen Kiessteinen bestreut. Hier stimmte alles.

Es war sauber, es war gepflegt, man lebte nach einer gewissen Ordnung, es gab kaum Verbrechen, allerdings mehr als noch vor Jahren, doch die Welt hier, dicht an der schottischen Grenze, war noch in Ordnung.

Daran mußte Donata McBain denken, als sie auf das Tor zuschritt. Sie stellte fest, daß das unheimliche Kichern nicht in diese Idylle hineinpaßte.

Der nächste Schritt.

Dann wieder einer.

Diesmal länger.. Donata hatte das Gefühl, einfach schneller gehen zu müssen. Der Friedhof war nicht mehr der richtige Platz für sie, und sie lief auch schneller.

Bis zum Tor kam sie nicht mehr.

Zwei Sekunden vor Erreichen des Ziels erwischte es sie, denn urplötzlich kriegte sie keine Luft mehr…

***

Es war furchtbar, sie wollte es nicht glauben und blieb stehen wie von einer mächtigen Hand gestoppt. Sie röchelte.

Innerhalb kürzerster Zeit flutete die Panik in ihr Hirn. Donata dachte daran, wie furchtbar es sein mußte, keine Luft mehr zu bekommen und elendig zu ersticken.

Sollte das ihr Schicksal sein?

In Griffweite des Gittertors war sie stehengeblieben und rang verzweifelt nach Luft, dabei hatte sie die Augen weit aufgerissen und starrte nach vorn.

Immer wieder versuchte sie, Luft zu holen, doch irgendeine Kraft ließ es nicht zu. Sie hielt ihren Hals umklammert, und Donata, so schrecklich es für sie auch war, spürte sehr deutlich, daß zwei Hände ihren Hals umklammerten.

Jemand würgte sie, nur war dieser Jemand nicht zu sehen.

Donata schwankte und litt entsetzlich unter der Todesangst.

Die Beine gaben ihr nach. Sie schaute dabei zu, wie sie allmählich in die Knie sackte. Es war keine fließende Bewegung, es ging in Intervallen dem Boden entgegen, der ja so hart war. Für Donata nicht mehr. Da hatte er sich gewellt, da war er zu einem Meer geworden, das hin und her wogte, sich öffnete und seltsame Schleier entließ, die sich vor Donatas Augen drängten.

Sterben! Ich muß sterben!

Diese Gedanken kamen ihr automatisch und die würgenden Hände ließen nicht mehr ab von ihr. Die einzelnen Finger »klebten« auf der Haut. Nur waren sie nicht weich, wie es sich eigentlich für Finger gehörte, sondern hart wie Knochen.

Es war schlimm…

Sie kniete jetzt, den Kopf nach vorn, dann wieder nach hinten gedrückt.

Den Mund hatte sie verzogen und weit geöffnet. Die kalte Luft floß hinein, was Donata nicht mehr wahrnahm, denn sie befand sich bereits in einem Zustand, wo rote Schleier vor ihren Augen wogten.

Der Anfang vom Ende…

Donata McBain weinte. Tränen rannen als kalte Perlen aus ihren Augen. Sie war so allein, schrecklich allein. Niemand konnte ihr jetzt noch helfen.

Der unsichtbare Würger umklammerte weiterhin mit seinen Knochenkrallen ihre Kehle.

Sie kam nicht damit zurecht. Sie trampelte, sie gab Geräusche von sich, als wollte sie sich übergeben, und sie merkte, wie sie allmählich wegschwamm.

Das mußte der Moment sein, der auf der Schwelle stand. Eine Mischung zwischen Leben und Tod, eine…

Auf einmal war der Druck verschwunden!

Donata McBain kriegte wieder Luft! Eiskalte zwar, doch es machte ihr nichts aus.

Atmen, ich kann atmen!

Die Kälte war ihr plötzlich egal. Sie kniete, stützte sich mit den Händen auf, hielt den Kopf gesenkt, stierte ebenfalls zu Boden und sah, daß ihr Atem vor den Lippen kondensierte.

Dieser normale Vorgang war für sie etwas Wunderbares. Donata konnte es kaum glauben, deshalb zischte sie immer wieder den Atem aus ihren Lungen, sah ihn kondensieren, jubelte, freute sich und hörte

sich selbst weinen.

Sie hatte es geschafft, sie war gerettet, und sie war auch froh, daß sie die Schmerzen an und in ihrem Hals spürte, denn Schmerzen fühlen, bedeutete Leben.

Ja, sie lebte wieder!

Donata McBain mußte würgen und husten zugleich. Sie tat es mit einer. Entschlossenheit, die sie selbst überraschte. Dabei schaute sie zu, wie der Speichel aus ihrem Mund floß. In dicken Tropfen, die durch Fäden untereinander verbunden waren, tropfte er zu Boden und hinterließ dort eine kleine Lache.

Ihre Kehle war durch das Würgen und durch das Husten rauh und kratzig geworden. Das aber würde sich rasch geben.

Die Kraft kehrte allmählich wieder in ihren Körper zurück. Ihr Gehirn arbeitete normal, sie war wieder auf dem Damm und würde bald den Heimweg antreten können.

Nein, nicht bald, sondern wegen der Kälte sofort. Auf den Knien rutschte sie vor bis an das Tor. Das Metall war eiskalt, und Hände konnten daran klebenbleiben, aber Donata trug Handschuhe. Sie umklammerte zwei Stäbe, einen senk- und einen waagrechten, und zog sich daran hoch.

»Okay«, flüsterte Donata und wunderte sich über die eigene Stimme, die ihr so fremd klang. »Okay, ich werde es packen, ich werde und darf nicht aufgeben. Ich muß da durch. Ich kann und will auch nicht nach Erklärungen suchen, nicht jetzt, ich…« Ein Hustenanfall unterbrach sie und ließ sie weiter zusammensinken.

Heftig schüttelte sie den Kopf und spie Speichel. Sie ging die ersten Schritte zur Seite und hätte beinahe über sich selbst gelacht, weil sie sich bewegte wie ein Kind, das laufen lernte.

Aber sie packte es und verließ das Gelände des Friedhofs, um auf dem Platz davor stehenzubleiben.

Dort parkte ein Wagen mit offener Ladefläche. Er gehörte dem Totengräber, der zugleich auch Friedhofsgärtner war. Der Mann hatte Urlaub, und sein im Freien stehender Wagen war von einer dicken Eisschicht bedeckt.

Donata McBain war nicht mit dem Auto gekommen. Sie hatte den Weg zum Friedhof zu Fuß zurückgelegt, da sie Spaziergänge im Winter liebte. Sie kam sich vor wie neugeboren, schaute zum Himmel hoch und entdeckte die blasse Januarsonne. Donatas Lippen zuckten. Die Kälte hatte sie rauh werden lassen. Donata dachte daran, daß die Sonne in einigen Wochen viel mehr Kraft haben und sie wärmen würde.

Im Gegensatz zu vielen anderen Orten war dieser Friedhof nicht in die kleine Stadt integriert worden. Er lag außerhalb, als hätte man ihn nicht haben wollen. An ihm vorbei führte die Hauptstraße in Richtung

Süden, zu Zentren wie Manchester oder Leeds. Von diesem Verkehr war Ripon nicht betroffen, denn die meisten Fahrer nahmen den Motorway weiter westlich.

Die Straße fiel zum Ort hin etwas ab. Er lag in einer kleinen Mulde. Verschieden hohe Berge umgaben ihn, die jetzt, wo es geschneit hatte, aussahen wie weiße Zuckerhügel.

Der Kirchturm war zu sehen, auch die Dächer der Häuser, die allesamt eine weiße Schicht aus Eis und hartem Schnee bekommen hatten, und dieses Eis lag auch auf Teilen der Straße, wo es Glatteisfallen bildete, die Donata umgehen mußte.

Die ersten Häuser waren noch weiter entfernt. Rechts und links der Straße wuchs das winterliche Gras der Böschung, steif gefroren, ebenfalls von Eis umklammert. Es war hart wie Holz geworden.

Noch immer hatte sich Donatas Atem nicht normalisiert. Jedes Luftholen verursachte Schmerzen.

Es war tatsächlich eine böse, unheimliche und schmerzerfüllte sowie lebensgefährliche Attacke aus dem Unsichtbaren gewesen, aber sie hatte sie überstanden.

Donata McBain gehörte zu den mutigen Frauen, die sich so leicht nicht ins Bockshorn jagen ließen.

Dieser plötzliche Angriff hatte sie in Panik versetzt, aber das wäre auch anderen passiert. Nur fing sie damit an, über die Gründe nachzudenken, und sie überlegte zugleich, an wen in Ripon sie sich wenden sollte.

An die beiden Konstabler?

Nein, die würden ihr kaum glauben. Sie hatten ja nichts, dem sie nachgehen konnten. Es gab keine Beweise und ihre Aussagen würden irgendwie lächerlich klingen.

Wer kam noch in Frage? Der Pfarrer?

Sie lächelte, als sie an ihn dachte. Er war ein lieber, netter Mensch, schon jenseits der Pensionsgrenze. Er lebte noch mit den alten Werten, die man ihm vor Jahrzehnten beigebracht hatte. Für ihn gab es den lieben Gott ebenso wie den Teufel, vor dem er in seinen Predigten stets warnte. Vielleicht würde er ihr glauben, doch eine Lösung für ihr Problem hatte er bestimmt nicht parat.

Und sie wollte die Aufklärung. Sie wollte wissen, weshalb man sie so grausam attackiert hatte, und sie wollte vor allen Dingen herausfinden, wer es gewesen war.

Donata nickte, als sie zu diesem Entschluß gekommen war. Bis zum Ortseingang hatte sie es nicht mehr weit. Die kleinen Industriegebiete lagen am anderen Ende. Vor ihr breiteten sich die ersten Häuser aus, zumeist Ställe und Schuppen, und sie sah auch schon rechts die kleine Brücke, die über einen Bach führte, auf dessen Oberfläche jetzt allerdings Eisstücke schwammen.

Ich bin wieder okay, ich bin wieder okay.
Donata McBain hatte sich zu früh gefreut. Es erwischte sie erneut. Unsichtbare Hände umklammerten mit gnadenloser Härte ihren Hals, ließen sie taumeln und drückten sie nach links auf die Straßenmitte zu.
Plötzlich stand ihr Ende wieder grausam vor ihrem geistigen Auge. Diesmal würde sie die Kraft nicht haben, ihrem Mörder zu entkommen…

***

Ja, ja, der Jahreswechsel!
Ich hatte ihn hinter mir und konnte ehrlich behaupten, daß es schön gewesen war. Schön, ruhig und auch familiär.
Ich hatte endlich mein Versprechen den Eltern gegenüber einlösen können, war nach Lauder gefahren und hatte mit ihnen Silvester gefeiert. Es war kalt geworden, herrlich gemütlich im Haus meiner Eltern, wo wir vor dem Kamin saßen und sich meine Mutter mal wieder überschlug. Was sie alles aufgetischt hatte, davon wäre eine halb Kompanie satt geworden, dabei sollte es nur für drei Personen reichen. Mütter sind eben so, und meine hatte mich mit Fragen überhäuft, ebenso wie mein Vater, wobei der mehr über meinen Job wissen wollte.
Ich hatte geantwortet, getrunken, dann war der Jahreswechsel gekommen, und wir hatten weiter gefeiert, denn zu meinen Eltern kamen Nachbarn und Freunde, um einen guten Rutsch zu wünschen, und so hatten die vielen Salate und der schottische Lachs letztendlich doch Abnehmer gefunden.
Irgendwann in den frühen Morgenstunden war ich dann in mein Bett gekrochen, leicht angeschlagen, aber dennoch zufrieden, weil es meine Eltern auch waren.
Gegen Mittag stand ich auf und erlebte einen Neujahrsmorgen wie im Bilderbuch. Die Neujahrssonne schickte ihre blassen Strahlen durch das Fenster. Wäre der Raum ohne Heizung gewesen, hätte ich sicherlich Eisblumen an der Scheibe gesehen, so aber war mein Blick klar, der hinaus in die Natur flog, wo die Kälte alles hatte erstarren lassen, auch die Gewächse im Garten meiner Eltern. Eis und Rauhreif überzogen Bäume und Sträucher, und da kein Nebel in der Luft lag, war sie klar und trocken. An dieser prächtigen Winterkulisse hätte mancher Maler seine Freude gehabt.
Ich spürte keine Freude in mir, wohl aber einen Geschmack im Mund, der nicht zu definieren war.
Ich wußte zwar, wie ich ins Bett gekommen war, aber ich konnte mich dran nicht erinnern, daß ich meine Kleidung nicht aufgehängt hatte.

Jetzt war sie aufgehängt. Ich fand sie auf dem Bügel sorgfältig im Schrank an ihrem Platz. Das ist so, wenn man noch bei der Mutter wohnt, die sicherlich schon sehr bald nach dem Zubettgehen wieder auf den Beinen gewesen war, um einen Brunch vorzubereiten.

Schon wieder essen!

Egal, wie es lief, ich wollte zunächst mal unter die Dusche und auch aufs Klo.

Im Haus meiner Eltern befanden sich zwei Bäder, eines für die Gäste, und das betrat ich. Da ich mich leise bewegte, hörte ich auch die Stimmen meiner Eltern. Sie saßen in der gemütlichen Wohnküche zusammen, und mein Vater sprach davon, daß es auch für seinen Sohn Zeit war, mal aufzustehen.

»Laß den Jungen doch schlafen. Der hat einen harten Job, im Gegensatz zu dir, du müder Pensionär.«

»Ho, da unterschätzt du mich aber. Ich habe immerhin…«

»Gar nichts hast du, Horace. Deine Vereine und Verbände nehmen dich höchstens am Abend in Anspruch. Tagsüber hältst du deine Nickerchen.«

Ich grinste, als ich ins Bad schlüpfte. So waren die beiden eben, ich konnte es nicht ändern.

Nach zwanzig Minuten verließ ich den Raum und fühlte mich einigermaßen wohl. Sogar einen Bademantel trug ich, den meine Mutter für mich immer in Reserve hielt.

Ich kleidete mich gelassen an, und als ich in die braune Cordhose schlüpfte, da vermeinte ich, den Geruch von frischem Kaffee wahrzunehmen. Ich drehte mich um.

Mein Vater hatte die Tür geöffnet und lächelte mich an. »Guten Morgen, Herr Sohn.«

»Hallo, Dad.«

»Ist wie früher - oder?«

»Fast.« Ich knöpfte mein Hemd zu.

»Da habe ich zum Frühstück keinen Kaffee bekommen, sondern Milch.«

»Kannst du jetzt auch haben. Milch soll gut gegen einen morgendlichen Kater helfen.«

Ich strich durch mein noch etwas feuchtes Haar. »Habe ich denn einen Kater?«

Er grinste schief. »Na ja, heute morgen wirktest du alles anders als fit.«

»Kann sein. Aber jetzt habe ich Hunger.«

Das Gesicht meines Vaters zerfiel beinahe, so daß ich mich schon erschreckte. »Ha, was ist los?«

»Deine Mutter hat gewirbelt wie ein junges Mädchen.«

»Und wie siehst das aus?«

Er deutete mit dem Daumen auf die Tür. »Komm in die Küche, dann siehst du es.«
»Okay.«
Ich stand wenig später in der Küche und bekam riesengroße Augen. Was da vorbereitet worden war, das war mehr als ein Frühstück, es war tatsächlich ein Brunch. Zu Wurst, Käse und Eiern hatte meine Mutter noch Schinkenfleisch gebraten, eine Soße zubereitet und auch kaltes Roastbeef aufgeschnitten. Es gab Kaffee, Tee, Orangensaft, und selbst Milch hätte ich trinken können.
»Na, mein Junge, gut geschlafen?«
Ich nickte nur, ohne den Blick von dem großen viereckigen Holztisch zu nehmen.
»Dann wirst du Hunger haben, John. Guten Morgen erst mal.«
»Ja, Mutter, guten Morgen. Wer kommt denn noch?« fragte ich.
»Wieso?«
Ich deutete auf den Tisch und hörte meinen alten Herrn glucksend lachen.
»Keiner, das ist alles für uns. Es gibt noch einen Abend, einen anderen Morgen und so weiter. Wir werden es schon schaffen, das ist nur eine Sache der Aufteilung.«
»Ja, irgendwo schon. Aber ich muß auch mal wieder nach London.«
»Kannst du auch. Wenn dann noch etwas übrig ist, packe ich es dir ein. Oder hast du mittlerweile jemanden gefunden, der für dich kocht?«
»Ja, habe ich.«
Plötzlich funkelten ihre Augen. »Wer denn? Kenne ich die Dame?«
»Frag doch nicht so indiskret!« mischte sich mein Vater ein.
»Du hältst dich da raus, Horace. Ich bin Johns Mutter und muß schließlich wissen, wie es ihm geht. Immer das chinesische Zeug zu essen, ist ja auch nichts.«
»Wie kommst du darauf?«
»Shao wird doch auch kochen.«
»Ja, ab und zu.« Ich winkte ab. Es hatte keinen Sinn. Dafür setzte ich mich an den Tisch und wußte, daß ich meiner Mutter noch eine Antwort schuldig war. »Also, die Dame, die für mich kocht, kennst du nicht. Sie ist Köchin in unserer Kantine und…«
Meine Mutter verdrehte die Augen. »Kantine, Junge, wenn ich das schon höre.«
»Was hast du dagegen?«
»Das ist doch nichts für einen erwachsenen Menschen, der dermaßen im Streß steht.«
»Ich esse ja auch nicht immer dort!«
»Wo dann?« Sie ließ nicht locker.
Ich mußte grinsen, als ich ihr besorgtes Gesicht sah. Ich streichelte

über ihre Wange. »Mal hier, mal dort.«

»Ja, ja, so etwas kenne ich. Dein Vater hätte mir die gleiche Antwort geben können. Meine Güte, ihr seid ja schon fast wie Zwillinge, John.«

»Tja, so kann es kommen.«

»Aber jetzt greif zu.« Sie wollte mir Kaffee einschenken, das übernahm ich selbst.

Damit fing die Völlerei an. Das Fleisch war wirklich toll. Ich hätte schon nach dem zweiten Stück aufhören können, aber die Blicke meiner Mutter sprachen Bände, und als ich mich zurücklehnte, satt und geschwächt, da wollte sie noch immer, daß ich etwas aß.

»Nein, nein«, jammerte ich, »nichts mehr.«

Mein alter Herr grinste. »Wir könnten ja einen Spaziergang machen, John«, schlug er vor.

»Jetzt?«

»Keinen Bock.«

»Wie redest du denn, Junge?« beschwerte sich meine Mutter.

»Pardon, ich habe keine Lust, bin zu träge. Eigentlich müßte ich in London anrufen und…«

»Ich kann dir das Telefon holen.«

»Nichts da, Horace, am Tisch wird nicht telefoniert. Ich mag diese Dinger sowieso nicht. Dein Vater hat sich von mir eines zu Weihnachten gewünscht und es auch bekommen. Es ist schrecklich, wenn man nicht nein sagen kann.«

»Gut zu wissen, daß du eines hast, Dad.«

»Klar doch.« Er zwinkerte mir zu.

Ich kam mir vor, als hätte man mich mit Blei gefüllt. Zu einem Spaziergang hatte ich wirklich keine Lust mehr, da gab es etwas anderes, das mir besser gefiel. »Eigentlich könnte ich mich noch etwas hinlegen. Ich bin satt, ich habe wenig geschlafen, ich will morgen wieder zurück, und da muß ich mich…«

»Morgen schon?« protestierte meine Mutter.

»Ja.«

»Aber du wolltest doch…«

»Mary«, sagte mein alter Herr. »John hat davon gesprochen, erinnere dich.«

»Schon. Aber ich habe nicht gedacht, daß er es ernst meint.« Sie schaute mich an. »Hast du denn keinen Urlaub?«

»Was ist das?«

»Jetzt hör aber auf.«

Ich nippte an meinem Orangensaft. »Urlaub en masse, aber ich kann ihn nicht nehmen. Dämonen und andere Kreaturen machen auch keinen Urlaub, darauf muß ich mich eben einstellen.«

»Da hat er recht, Mary.«

»Wie du, Horace. Er ist wie du. Immer wenn ich früher mit dir mal

für zwei, drei Wochen Urlaub machen wollte, hast du mir erklärte, du könntest deine Kanzlei nicht allein lassen.«

»Das war auch so.«

»Unsinn, du hattest doch zwei Mitarbeiter…«

Die Diskussion zwischen den beiden konnte lange dauern, ich wußte das. Und deshalb sah ich zu, daß ich mich aus dem Zimmer stahl. Mich lockte das Bett, denn mir fielen beinahe die Augen zu.

Um meine Mutter nicht zu ärgern, zog ich mich aus, legte mich auf die Matratze und fühlte mich plötzlich sauwohl.

London, meine Freunde, die Mächte der Finsternis - alles war so herrlich weit weg. Das war ein Jahresbeginn, wie man ihn sich besser und gemütlicher nicht vorstellen konnte, und ich hoffte auf den Schlafgott Morpheus, um mich in die Welt der Träume entführen zu lassen, was auch sehr bald geschah, denn mir fielen die Augen zu.

Bevor ich abtauchte, dachte ich noch daran, daß ich mir so etwas immer gewünscht hatte. Am frühen Nachmittag zu schlafen und erst aufzuwachen, wenn die Säufersonne (der Mond) am Himmel stand.

So war es denn auch.

Als ich die Augen wieder aufschlug, hatte bereits die Dämmerung eingesetzt und ihre blaßgrauen Schatten zwischen den Wänden ausgebreitet. Es war wunderbar, sich so erholt zu fühlen. Ich fühlte mich top.

Im Bad wusch ich mir das Gesicht, zog mich an und ging in den großen Wohnraum, durch dessen Scheibe ich einen herrlichen Blick nach draußen in den frostkalten Garten hatte, wo die Lichter auf einem Tannenbaum daran erinnerten, daß Weihnachten noch nicht lange zurücklag.

Mein Vater saß vor dem Fernseher und schaute sich einen politischen Jahresrückblick an. Meine Mutter hatte sich in eine Ecke verkrochen, wo sie im Schein einer Lampe ein Buch las.

Beide schauten hoch, als ich das Zimmer betrat.

»Ho, wieder wach?«

»Ja, Dad.«

»Du mußt aber erschöpft gewesen sein, Junge. Ob dein Job wirklich das Richtige für dich ist? Ich war zweimal in deinem Zimmer, und du hast mich nicht bemerkt.«

»Zum Glück bist du kein Dämon gewesen, Mutter.«

»Hör doch mit so was auf. Möchtest du was trinken?«

»Gern.«

»Was denn?«

»Einen von Dads Whiskys.«

»Ja!« jubelte mein alter Herr. »Das ist eine gute Idee.«

»Moment, Moment.« Plötzlich war Mary Sinclair wach wie eine Eule in der Nacht. »Der Junge wollte einen Whisky trinken. Von dir,

Horace, ist nicht die Rede gewesen.«
»Aber ich trinke nicht gern allein«, baute ich meinem Vater eine goldene Brücke.
»Da hörst du's.«
»Aber du hast in der vergangenen Nacht schon einiges verkonsumiert, Horace.«
»Ja, wegen meiner Erkältung.« Wir hörten ihn hüsteln. Ich hatte mir inzwischen aus der Bar eine Flasche ausgesucht und hatte auch zwei Gläser gefunden, die ich auf den Tisch stellte, an dem mein Vater saß.
»Dann schalte wenigstens die Glotze aus!« beschwerte sich meine Mutter.
Wir taten ihr den Gefallen. Ich schenkte ein und sah in meiner Nähe das grinsende Gesicht meines Vaters, der sich auf diesen edlen Tropfen freute.
Wir hoben gemeinsam die Gläser und stießen gemeinsam an. »Auf ein gutes Jahr, mein Junge!«
»Auf dich, Dad, damit es dir und Mum weiterhin gutgeht.«
»Richtig, John!« meldete sich meine Mutter. »Und trinkt auch darauf, daß sich dein Vater endlich mal vornimmt, seine Nase nicht mehr in die Angelegenheiten anderer zu stecken. Immer geht das nicht gut, Horace, das habe ich dir schon oft gesagt.«
»Ich weiß es, Mary.«
»Richte dich danach.«
Mein alter Herr und ich zwinkerten uns zu, dann tranken wir und erlebten beide einen herrlichen Genuß. Ich gönnte mir die erste Zigarette des Jahres, was meiner Mutter nicht gefiel. Sie sagte nichts. Erst als ich die Kippe in die Glut des Kamins geworfen hatte, entspannte sich ihr Gesicht wieder.
Es wurden noch schöne Stunden am Kamin. Wir redeten viel miteinander, wir sprachen auch über früher. Und das leidige Thema, daß meine Mutter mal Großmutter werden sollte, kam natürlich auch zur Sprache. Da mußte ich sie allerdings enttäuschen.
»Du mußt dich doch mal für eine der beiden entscheiden können, John?«
»Wen meinst du?« fragte ich grinsend.
»Jane oder Glenda.«
»Es gibt doch noch mehr.«
Während meine Mutter nach Luft schnappte, konnte sich der alte Herr das Lachen nicht verbeißen.
Beide hatten verstanden, und das Thema war damit vom Tisch.
Es wurden noch lange Stunden, ein wirklich schöner Abend, später jedoch saß ich allein am Kamin, da waren die Eltern schon von der Müdigkeit überschwemmt worden. Ich schaute in die allmählich kleiner werdenden Flammen und gegen das Holz, dessen Reste

dunkelrot glühten. Es kam mir vor wie ein Orakel, und ich fragte mich, was mir das neue Jahr wohl bringen würde. Eine Pause würde es nicht geben, aber ich war nicht allein, denn gute Freunde standen mir als Partner zur Seite.

Noch eine letzte Zigarette. Ich saß entspannt im Sessel, die Beine von mir gestreckt, schaute dem Rauch des Glimmstengels nach, hielt noch das leere Weinglas in den Händen und genehmigte mir einen ebenfalls letzten Schluck von dem guten Roten. Da war die Flasche dann auch leer.

Mit London hatte ich zwischendurch telefoniert und erfahren, daß all meine Freunde gut ins neue Jahr hineingekommen waren. Niemand war ausgerutscht. Na ja, erzählen konnte man viel, auch ich hatte nicht zugegeben, wie und in welchem Zustand ich ins Bett gestiegen war.

Das Bett lockte mich auch jetzt. Zwar war noch nicht Mitternacht, aber man konnte auch solide sein.

Ich leerte das Glas, schloß die Klappe zum Kamin und machte mich auf den Weg ins Bad.

Fünf Minuten später lag ich wieder im Bett. Traumlos schlief ich bis zum nächsten Morgen.

***

Und es kam die Zeit des Abschieds.

Ich hatte meiner Mutter nicht widerstehen können und den mit Lebensmitteln gefüllten Korb in den Kofferraum gestellt. Alle Überredungskünste hatten nichts gebracht, ich wollte abreisen, denn es war schon ein Wetterumschwung für die nächsten Tage vorausgesagt worden. Man rechnete mit höheren Temperaturen, und das bedeutete bei dieser Kälte Schnee in Massen.

Den wollte ich nicht hier in Schottland erleben, sondern in London, wenn es denn sein mußte.

Beide Eltern kamen mit an den vom Eis befreiten Rover. Es war noch immer klar und kalt, die Temperaturen lagen bei minus fünf Grad am frühen Mittag, und das sollte schon was heißen. Eigentlich hatte ich ja früher fahren wollen, aber wie das so ist, man kommt so leicht eben nicht weg.

Mein Vater umarmte mich, dann war Mutter an der Reihe. Sie hielt mich länger fest, küßte mich, und ich spürte ihre warmen Lippen an meinem linken Ohr. »Gib auf dich acht, mein Junge. Gib bitte auf dich acht. Ich habe ein so seltsames Gefühl.«

»Was meinst du damit?«

»Kann ich nicht genau sagen, aber irgendwie fürchte ich mich vor diesem Jahr.«

»Das ist doch Unsinn!«

»Mal sehen.«

Zwei Minuten später saß ich im Rover, startete und freute mich im nachhinein darüber, daß er so problemlos ansprang. Allerdings würde ich nicht schnell fahren können, denn die Straßen waren teilweise vereist oder vom Schnee glatt. Da hatte ich mich beim Verkehrswarndienst erkundigt.

Ich rollte an den Bäumen des Vorplatzes vorbei und nahm den nach unten führenden Weg ins Dorf.

Meine mir nachwinkenden Eltern waren aus dem Rückspiegel verschwunden.

Der Ort Lauder hatte sich verändert. Es war einiges gebaut worden. Für ein Dorf eigentlich schon zu groß, aber man sprach noch immer von dem Dorf in den Bergen.

Ich wollte nicht rasen, sondern mir Zeit nehmen und erst bei Leeds auf den Motorway in Richtung London auffahren.

Ich hatte mich wegen einer Ankunft nicht festgelegt. Wahrscheinlich würde ich noch übernachten, wenn ich zu müde würde, aber der genossene Kaffee hielt mich zunächst einmal wach.

Winter in Schottland. Knackig kalt, viel Schnee und Eis. Zum Glück waren die Straßen erst vor kurzem geräumt worden. Die Winterreifen würden mit dem Rest problemlos fertig. Ich hing meinen Gedanken nach, die sich mit der Vergangenheit und auch der Zukunft beschäftigten. Ich ließ mich überholen, ich hatte ja Zeit.

Bei diesem Wetter waren nicht viele Menschen unterwegs. Zumeist Wintersportler, man erkannte es an ihrem Gepäck.

Das Land schluckte mich. Die »Grenze« zu England hatte ich überquert, die Berge blieben, und anhand der Karte hatte ich gelesen, daß ich mich dem Ort Ripon näherte. Die Straße führte an ihm vorbei, dann auf Harrogate zu, und von dort war es nicht mehr weit bis Leeds, wo ich die Autobahn nahm.

Es war noch stiller geworden. Die Landschaft umgab mich in einer winterlichen Ruhe. Hin und wieder segelten dunkle Vögel durch die Luft und fanden auf den mit Eis überzogenen Bäumen ihre Landeplätze.

Die Sonne stand am Himmel, aber sie hatte keine Kraft und wärmte nicht. Deshalb kletterten die Temperaturen auch nicht über den Gefrierpunkt. Sie hielten sich in der Minuszone.

Ein Schild wies darauf hin, daß ich bis Ripon noch drei Meilen zu fahren hatte, und ich spielte auch mit dem Gedanken, dort eine kleine Pause einzulegen. Die Fahrerei hatte mich doch angestrengt, denn hin und wieder lagen die Eisflächen auf der Straße wie blanke Augen, denen ich ausweichen mußte.

Ein Kirchturm streckte sich wie ein kantiger Arm in den Himmel. Er gehörte bereits zu Ripon, und als ich nach rechts schaute, weil die

Landschaft dort verschwunden war und einer Mauer Platz geschaffen hatte, da entdeckte ich einen Friedhof, der hinter der Mauer lag.

Und ich sah die Frau an der rechten Seite der Straße. Wahrscheinlich hatte sie dem Friedhof einen Besuch abgestattet und war jetzt auf dem Weg nach Hause.

Eine völlig normale Szene, nichts Ungewöhnliches. So etwas konnte überall und immer wieder geschehen, aber daß die Frau plötzlich mit einer torkelnden Bewegung nach links ausscherte und dabei auf die Mitte der Straße zulief, war nicht normal.

In den folgenden Sekunden würde sich entscheiden, ob sie mir vor den Wagen lief oder ob ich es schaffte, den Rover rasch genug zum Halten zu bringen.

Es war gefährlich, denn auf dem Asphalt schimmerte ein dünner Eisfilm. Also keine Vollbremsung.

Behutsam sein, mit der Stotterbremse Tempo verlieren.

Ich behielt zugleich die Frau im Auge und sah, daß die Person die Arme hochriß und die Hände gegen ihren Hals preßte, als wollte sie dort etwas wegreißen, was nicht vorhanden war.

Diese Frau bewegte sich nicht nur unnatürlich, sie war völlig von der Rolle, und als sie plötzlich auf die Knie fiel, schaffte ich es ebenfalls nicht, den Rover zum Halten zu bringen. Er rutschte, aber er hatte sich gedreht, und ich kam der Frau, die aus der knienden Haltung auf den Rücken fiel, immer näher.

Dann endlich packten die Reifen. Ich stand leicht schräg, hatte die Frau aber nicht berührt.

Zischend atmete ich auf, öffnete die Tür und löste den Sicherheitsgurt. Ich stieg aus, war vorsichtig, weil ich nicht auf eine glatte Fläche treten wollte, und hörte das Würgen und Japsen der in der Nähe liegenden Person.

Ihr Gesicht war entstellt. Derartige Fratzen waren mir nicht unbekannt. Ich hatte sie immer dann erlebt, wenn ein Mensch unter Todesangst litt.

So war es auch bei ihr.

Sie bewegte sich, ihre Beine zuckten, als wollten sie mit den Absätzen die harte Erde aufhacken.

Ihre Augen schienen aus den Höhlen zu quellen; der Mund stand offen. Ich hörte die gurgelnden Geräusche über die Lippen fließen und sah die Haut schon rot und blau anschwellen.

Ich faßte nach ihren Händen und glaubte, ein Zischen zu hören. Dicht an meinem Ohr, nur für einen Moment, dann war es verschwunden. Ich schaute die Frau an, die nicht glauben konnte, daß sie wieder Luft bekam.

Sie atmete heftig und verbeugte sich dabei fast. Ihre Augen waren nur trübe Kugeln, aus den Mundwinkeln tropfte Speichel, und ihr

Stöhnen ging mir unter die Haut. Sie hatte bei ihrem Fall den Hut verloren. Er war zur Seite gerollt, und ich setzte ihn der Person wieder auf.

»Es ist okay!« flüsterte ich ihr zu. »Es ist alles okay. Sie brauchen keine Angst mehr zu haben. Es geht Ihnen gut, wirklich gut. Ich bin bei Ihnen.«

Sie starrte mich an, und ich fragte mich, ob sie überhaupt erkannte, daß jemand bei ihr kniete und mit ihr sprach. Das Entsetzen hatte sich in ihren Blick gestohlen, der sich aber änderte, da ihre Augen plötzlich in Tränen schwammen.

Ich streichelte über ihre kalten Wangen.

Sie schluckte einige Male, dampfte mir ihren Atem entgegen und wollte etwas sagen, was aber nicht klappte. Ich sah die Flecke an der Halshaut. Sie erinnerten mich an Narben, so tief zeichneten sie sich bereits ab, und ich fragte mich, ob sie von einem Angriff stammten.

Angriff?

War sie wirklich angegriffen worden?

Ich hatte so meine Zweifel, wenn ich mir das Erlebte noch einmal zurückholte. Es war kein Angreifer zu sehen gewesen. Diese Person war aus einem mir nicht bekannten Grund zur Straßenmitte getaumelt und hatte sich so benommen wie jemand, dem die Luft aus den Lungen gepreßt wurde.

Ich stand vor einem Rätsel, und plötzlich klickte es in meinem Kopf, wobei ich mir schon wieder die Frage stellte, ob mich das Schicksal oder der Zufall auf eine bestimmte Spur gebracht hatte, die wiederum mit meinem Job in Verbindung stand.

Wenn ja, dann fing das Jahr ja wieder »gut« an.

Durch die Nase holte ich Luft und glaubte dabei, einen Strom aus Eis einzuatmen.

Auf der kalten Straße wollte ich die Frau nicht liegenlassen. Das konnte trotz des dicken Mantels zu einer Unterkühlung führen, und deshalb fragte ich sie, ob sie aufstehen konnte.

Sie wollte wieder reden, deutete dann aber nur ein Nicken an.

Ich half ihr hoch. Aus eigener Kraft konnte sie nicht stehen bleiben, sie mußte von mir gestützt werden.

»Geht es?«

»Bitte…«

Ich führte sie vorsichtig zu meinem Rover, der noch immer leicht schräg stand. Dann bugsierte ich sie auf den Sitz und schloß die Beifahrertür.

Sie versuchte ein Lächeln, dann fing sie an zu weinen. Als ich einstieg, hörte ich ihr Schluchzen.

Die Wärme des Wagens tat ihr sicherlich besser als mir, und ich ließ sie für eine gewisse Weile in Ruhe, während ich den Rover startete

und ihn behutsam an den Straßenrand dirigierte.
Dort blieben wir stehen.
Neben mir atmete die Gerettete schwer. Wieder versuchte sie zu sprechen.
»Bitte«, sagte ich. »Reden Sie erst, wenn Sie sich besser fühlen.«
Sie nickte.
»Wohnen Sie in Ripon?« Wieder das Nicken.
»Ich werde Sie dann nach Hause fahren.«
»Danke.«
Zum erstenmal hatte ich sie sprechen hören, aber ich konnte nicht sagen, daß es eine Stimme gewesen war, die mir da geantwortet hatte. Mehr ein Krächzen, ein Hauch, als wäre sie stark erkältet, und sie schloß für einen Moment die Augen, während sie mit dem Handrücken Tränen von den Wagen wischte.
Ich holte ein Papiertaschentuch hervor und reichte es ihr. Sie nahm es dankbar an und wischte sich damit über das Gesicht.
»Gut so?«
»Danke«, sagte sie noch einmal.
»Ich bitte Sie…«
Ihre kalte Hand legte sich auf die meine. »Wenn Sie nicht gewesen wären, dann wäre ich gestorben. Sie, Sie haben ihn vertrieben. Sie haben meinen Mörder in die Flucht geschlagen.« Ein wildes Husten schmetterte aus ihrem Mund. Sie beugte den Oberkörper nach vorn und preßte eine Hand gegen die Lippen.
In der Lücke zwischen Rück- und Vordersitz stand eine Thermosflasche. Ich angelte sie, schraubte den Verschluß auf und kippte den noch warmen Kaffee in den hellen Becher. Dabei dankte ich meiner Mutter für die gute Vorsorge.
»Trinken Sie bitte, es wird Ihnen guttun.«
Zuerst schaute sie mich skeptisch an, dann nahm sie den Becher in beide Hände und führte ihn an den Mund. Sie trank, aber sie zuckte dabei zusammen wie unter Schmerzen. Ich konnte mir vorstellen, daß der malträtierte Hals weh tat. Sie leerte den Becher trotzdem bis zu Neige und reichte ihn mir dann wieder zurück.
»Fühlen Sie sich etwas besser?« Ich schraubte die Kanne zu und stellte sie wieder an ihren Platz.
»Ja, ja.« Die Frau nickte. »Ich fühle mich schon besser.« Zwar sprach sie noch immer rauh und flüsternd, zuckte auch bei jedem Wort zusammen, aber ich konnte sie verstehen. Wieder faßte sie nach meiner Hand. »Mister, wenn Sie nicht gewesen wären, dann…«
»Freuen Sie sich, daß Sie es überstanden haben. Ich fahre Sie jetzt nach Hause.«
Die Frau runzelte die Stirn, als würde sie über etwas nachdenken. »Nach Hause?« hauchte sie tonlos. Dabei schaute sie durch die

Scheiben auf die Straße, die sich als graues, teilweise schimmerndes Band dem Ort entgegenwand. »Es ist mein Zuhause, das stimmt, aber ich kann es nicht mehr sehen.«

»Warum nicht?«

»Seit ich…«, sie saugte die Luft ein und schaute mich an. »Halten Sie mich für verrückt, Mister?« keuchte sie und umklammerte meine Handgelenke.

»Nein, warum?«

»Aber Sie werden mich für verrückt halten, wenn ich Ihnen meine Geschichte erzähle.«

»Versuchen Sie es.« Ich lächelte sie an. »Übrigens, ich heiße John Sinclair.«

»Donata McBain.«

»Gut, ich darf sicherlich Donata sagen.«

Sie antwortete und lachte zugleich. »Als mein Lebensretter dürfen Sie alles.«

Allmählich bekam ihr Gesicht wieder Farbe. Ich konnte sie jetzt auch altersmäßig einschätzen. Sie war über fünfzig, hatte ein rundes Gesicht und glattes Haar. Es sah aus wie Schiefer und war an der Stirn zu einem Pony geschnitten. Ihre Augen waren dunkel, die Wangen gebläht, der Mund eher klein. Die beiden Grübchen am Kinn sahen niedlich aus, und ihre Figur paßte zum runden Gesicht.

Man konnte sie als mollig ansehen, das stellte ich trotz des dicken Wintermantels fest.

»Was ist Ihnen widerfahren?« fragte ich.

»Man wollte mich erwürgen.«

Sie hatte die Worte gesagt, die ich akzeptieren mußte, obwohl ich keinen Würger in ihrer unmittelbaren Nähe gesehen hatte. Donata gefiel mein Schweigen nicht, denn sie sagte: »Sehen Sie, auch Sie glauben mir nicht, John.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber Sie sind so still.«

»Stimmt. Ich warte darauf, daß Sie mir mehr erzählen. Mit dieser simplen Behauptung kann ich wirklich nichts anfangen. Also…«

»Von vorn?«

»Darum bitte ich.«

Sie nickte, sammelte sich und suchte nach Worten, die sie dann auch gefunden hatte. So hörte ich eine Geschichte, die wirklich unglaublich klang, und ich erfuhr, daß es nicht die erste Attacke auf sie gewesen war, denn auf dem Friedhof war sie schon einmal angegriffen worden und hatte dort ebenfalls keinen Gegner erkannt.

»Aber er ist dort gewesen«, flüsterte sie, sich dabei räuspernd und auch nickend. »Ich sage Ihnen, daß er dort gewesen sein muß. Nur ist er…«, sie lachte über sich selbst, »unsichtbar gewesen. Ja, unsichtbar.

Ich bin von einem unsichtbaren Würger attackiert worden, der mich umbringen wollte. Ob Sie es glauben oder nicht, so ist es passiert.«

»Möglich.«

Donatas Blick versteinerte. »Nicht nur möglich, John, das ist so gewesen.«

»Ich glaube Ihnen.«

»Ach ja?«

»Warum nicht.«

»Gütiger Himmel, Sie haben mich gesehen. Sie haben mich erlebt, wie ich auf die Straße torkelte. Waren Sie da nicht der Meinung, daß da eine Person spinnt? Daß sie krank ist, daß Sie durchdreht und so weiter? Haben Sie das nicht geglaubt?«

Ich war ehrlich und sagte: »Der Gedanke ist mir eigentlich nicht gekommen.«

»Dann müssen Sie etwas Besonderes sein. Wenn mir das jemand erzählt hätte, dann hätte ich ihn ausgelacht.«

»So leicht lacht man keinen Menschen aus. Ich möchte Ihnen mal eine Frage stellen.«

»Bitte.«

»Haben Sie auch das Zischen gehört?«

Sie runzelte die Stirn. »Zischen?« wiederholte sie. »Welches Zischen denn?«

»Es war zu vernehmen, als ich bei Ihnen kniete und mich über sie beugte, Donata.«

Die Frau überlegte, und sie gab sich wirklich Mühe, aber sie mußte verneinen. »Sorry, ich hörte es nicht. Auch Sie können sich geirrt haben. Vielleicht ist es mein eigener Atem gewesen.«

Ich wollte sie nicht weiter beunruhigen und sagte: »Ja, das ist es dann wohl gewesen.«

Donata McBain schaute durch die Frontscheibe, aber ich wußte, daß sie ins Leere starrte. Sie nahm kaum etwas wahr, sie war mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt und befand sich in ihrer Welt.

Mit leiser Stimme fragte sie: »Was umgibt uns, John? Kann es die Welt der Geister, die des Unsichtbaren sein, die uns verwandelt, die prall gefüllt ist und aus der sich plötzlich jemand bei mir auf diese mörderische Art und Weise gemeldet hat?«

Ich wartete einen Moment und meinte dann: »Es ist schwer, darauf eine Antwort zu geben.«

»Ich weiß.«

»Wie sind Sie darauf gekommen?«

Donatas Finger massierten leicht die Haut an ihrem Hals. »Ich weiß es nicht genau. Es war wohl Eingebung. Zudem sind meine Tochter und mein Mann auf dem Friedhof begraben. Es ist verrückt, aber gerade das Verrückte hat für mich Methode bekommen. Kann es sein,

daß sich einer von ihren Geistern bei mir gemeldet hat?«

»Um sie umzubringen, Donata?«

Sie hob die Schultern. »Das sage ich mir ja auch. Warum hätte man mich umbringen sollen? Geister aus der Familie. Eigentlich ist es Quatsch, Unsinn, aber ich weiß auch nicht mehr weiter. Es, es tut mir leid.«

»Das braucht Ihnen auf keinen Fall leid zu tun. Jeder hat seine eigenen Gedanken.«

»Klar, aber meine sind furchtbar.« Ihr Kopf ruckte herum, damit sie mich anschauen konnte. »Das waren zwei Angriffe, John. Den ersten habe ich aus eigener Kraft abwehren können, beim zweiten, der mich sicherlich getötet hätte, sind Sie mir zu Hilfe gekommen, als hätte Sie der Himmel persönlich geschickt, aber ein Sprichwort sagt, daß aller guten Dinge drei sind…«

»Redewendungen müssen nicht unbedingt zutreffen, Donata.« Ich versuchte, sie zu beruhigen, was ich allerdings nicht schaffte, denn sie schüttelte den Kopf.

»Der unsichtbare, unbekannte und unheimliche Würger wird erst Ruhe geben, wenn auch ich im Grab liege. Ich habe einfach das Gefühl, daß es so ist. Ich glaube daran, ich bin überzeugt. Es muß einfach so laufen, John.«

»Wir werden sehen.«

»Wir…?« Sie hustete wieder.

»Meine Güte, Sie sind zufällig des Wegs gekommen und haben sicherlich noch eine weite Strecke vor sich. Da können Sie einfach nicht in der Mehrzahl sprechen.«

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen, Donata. Ich habe Zeit genug, zumindest für Sie.«

»Und was soll das bedeuten?«

Ich lächelte sie an. »Damit komme ich auf meinen ersten Vorschlag zu zurück. Ich werde Sie jetzt nach Hause bringen, und dann sehen wir weiter. Einverstanden?«

Mrs. McBain überlegte einen Moment, bevor sie nickte. »Ja, das wäre nett von Ihnen.«

»Wo wohnen Sie in Ripon?«

»Im Zentrum. Ich betreibe dort ein kleines Geschäft. Es ist unten im Haus, meine Wohnung befindet sich darüber. Momentan habe ich ein junges Mädchen im Laden, eine Aushilfe. Sie kommt immer, wenn ich mal weg muß, so wie heute.«

»Okay, fahren wir!«

»Gut, ich weise Sie ein.«

Ich startete. Von meinen Gedanken erwähnte ich bei Donata nichts, aber ich rechnete damit, so schnell aus Ripon nicht wegzukommen. Hier bahne sich etwas an, das schrecklich war. So etwas hat ein

Geisterjäger einfach im Gefühl…

***

Ann Cordy hörte das Knirschen und zuckte zusammen! So heftig, daß die vor ihr und an der Kasse stehende Kundin etwas bemerkte und die junge Verkäuferin fragte, was denn los wäre.

Ann hob den Blick. Aus ihren großen, blauen Augen schaute sie die Frau vor ihr an. »Haben Sie nicht auch das Knirschen gehört, Mrs. Lancaster?«

»Welches Knirschen?«

»Tja.« Ann schaute sich um. Sie stand hinter der Theke. In ihrem Rücken befand sich das schräggestellte Regalbrett mit all den Zeitschriften, von der seriösen Illustrierten bis hin zu den ›Radaublättern‹. Links von ihr standen die Regale mit den abgepackten Lebensmitteln, auch die mit den Zigaretten, und rechts der Verkaufstheke hatte Mr. McBain noch kurz vor seinem Tod den Laden erweitert, um Platz zu schaffen für Spielwaren und Bücher.

Aus dieser Ecke war das Geräusch erklungen.

»Wolltest du etwas sagen, Ann?«

»Ja.«

»Dann tu es.«

Ann Cordy hob langsam den Arm. »Dort hinten, bei den Spielwaren, habe ich es gehört.«

»Das Knirschen?«

»Sicher.«

Mrs. Lancaster, die einmal Lehrerin im Ripon gewesen war und noch immer streng aussah, hob die Brauen.

»Das hat nichts zu bedeuten, da wird etwas umgefallen sein. Du kannst ja gleich nachschauen, wenn ich wieder gegangen bin,«

»Das werde ich auch.«

Ann nahm die drei Zeitschriften. Die pensionierte Lehrerin kaufte jede Woche die gleichen. Eine politische für ihren Mann, eine Frauenzeitschrift mit Klatsch und Tratsch für sich, und die Programmillustrierte für beide. Sie ließ sich die Blätter einrollen, weil niemand sehen sollte, was sie kaufte. Es wäre ihr peinlich gewesen, hätten die Leute im Ort erkannt, daß sie noch eine Klatschillustrierte kaufte. Dabei wußte jeder Bescheid, Ann redete schließlich auch, und sie hatte ihre alte Lehrerin noch nie richtig leiden können, aber sie ließ Mrs. Lancaster in dem Glauben, daß niemand informiert war.

Als sie die Zeitungen zusammengerollt hatte, schob sie ein Gummiband darüber. Das dabei entstehende Geräusch erinnerte sie wieder an das häßliche Knacken. Automatisch drehte sie den Kopf nach links, aber bei den Spielsachen und Büchern bewegte sich nichts.

Sie zählte an der Kasse zusammen, bekam die passende Summe, und

Mrs. Lancaster bedankte sich mit einem Nicken, bevor sie die wie immer gleiche Frage stellte.
»Was macht denn die Liebe, Ann?«
»Ach, sie hält sich in Grenzen.«
»Du bist doch schon Mitte Zwanzig.«
»Dreiundzwanzig.«
»Dann wird es Zeit, sich nach einem Freund umzuschauen. Wie war das denn mit dem jungen Mann aus dem Computerladen?«
Ann winkte ab, während sie die Kundin zur Tür begleitete. »Das hat nicht funktioniert. Wenn ich ausgehen wollte, beschäftigte er sich mit seiner Software und den Büchern.«
Mrs. Lancaster hob einen Finger. »Das ist nicht schlecht, Ann. Es gibt nicht viele junge Männer hier in Ripon, die strebsam sind.«
»Tja, mal sehen.«
»Bis in einer Woche, Ann!« Mrs. Lancaster verließ den Laden.
»Ja, alles Gute, und grüßen Sie Ihren Mann.«
»Danke, werde ich machen.« Sie ging nach rechts weg und zog dabei den Kopf ein, als wollte sie sich verstecken.
Es war kalt hier vor der Tür. Ann Cordy trug nur einen hellgrauen Rollkragenpullover und dunkle Jeans. Vor ihrer Brust verschränkte sie die Arme und hätte eigentlich wieder in den Laden zurückgehen müssen, doch sie traute sich nicht so recht. Das seltsame Geräusch hatte ihr Furcht eingejagt.
Wäre jetzt ein Kunde gekommen, hätte sie keine Probleme gehabt, doch es ließ sich niemand blicken.
Sie blickte durch die Glasscheibe der Tür zurück.
Leer, nichts bewegte und tat sich. Ann lächelte kantig. Sie hatte sich bestimmt alles nur eingebildet.
Mit einem Ruck streifte sie die glatt fallenden, langen, rötlichbraunen Haare zur Seite, die ihr Gesicht noch schmaler aussehen ließen. Nur die blauen Augen darin faszinierten, ansonsten war Ann ein etwas blasser Typ, und ihre schlanke oder zu schlanke Figur glich mehr der eines Jungen.
Ihr wurde kalt. So drückte sie die Tür auf und betrat wieder den Laden. Das leise Klingeln der Glocke verstummte, als die Tür hinter ihr zufiel. Wärme umfaßte sie - und Ruhe. Sie hörte nur die eigenen Atemzüge und die Tritte, als sie auf die Verkaufstheke zuging und den Kopf drehte. Diesmal nach rechts, wo die Spielsachen und die Bücher standen. Letztere waren in den Verlagen gestifteten Drehständer aufgebaut. In der Regel waren es Kinderbücher, aber in einem Regal standen auch Taschenbuchausgaben. Vom Sachbuch bis hin zu Belletristik war alles vertreten. Zumeist die Titel, die auch in den Bestsellerlisten zu finden waren.
An der Decke verteilten sich mehrere Lampen und Strahler. Sie

waren alle eingeschaltet. Bücher und Spielzeug wurden so hervorgehoben.

Ann Cordy runzelte die Stirn. Sie überlegte, ob sie hingehen sollte oder nicht. Es war Quatsch, wenn sie daran dachte, wie oft sie diesen Weg schon gegangen war. Mehrmals am Tag, aber jetzt fühlte sie sich leer, und sie spürte auch die Furcht, die ihre Handflächen schweißnaß hatte werden lassen.

Furcht vor was?

Vor dem Knacken oder Knirschen?

Durch die Nase saugte sie die Luft ein. Der warme Strom fuhr in ihre Nebenhöhlen und tat ihr gut, konnte aber den Druck nicht vertreiben. Mit beiden Händen streifte sie an ihrer Hose entlang, hatte sich entschlossen und ging dorthin, wo das Spielzeug und die Bücher standen. Sie bewegte sich sehr staksig. Wer sie jetzt durch das Fenster anschaute, hätte meinen können, eine Diebin zu sehen, die durch den Laden schlich, um zu stehlen.

Das hatte sie beileibe nicht vor, sie war ja froh, diesen Aushilfsjob zu haben, um ihren Eltern nicht auf der Tasche zu liegen.

Vor den Büchern blieb sie stehen.

Die unterschiedlich bunten Cover starrten sie an. Sie sah Liebesromane, Sachbücher und Schaueroder Horrorromane.

Die Cover flößten ihr Angst ein. Sie mochte die Bilder nicht und wandte sich ab. Ann schob sich an dem Ständen vorbei, um die Ecke zu erreichen, wo die Spielsachen standen.

TOYS - so leuchtete es in einem Regal. Es war eine Trennung vorgenommen worden. Auf der einen Seite gab es das Spielzeug für die Jungen, auf der gegenüberliegenden das für die Mädchen. Drei sich gegenüberstehende Fußbänke bildeten eine Pyramide. Dort konnten sich die jungen Käufer hinsetzen und in den Büchern blättern oder sich das Spielzeug anschauen.

Ann erreichte die Ecke für die Jungen.

Baukästen, Holzeisenbahnen, Autos in verschiedenen Größen und Farben, Bagger und Häuser, Steckspiele, Gesellschaftsspiele, aber keine Waffen oder irgendwelche Gameboys. Diese Dinger kaufte Mrs. McBain aus Prinzip nicht ein, auch wenn ihr die Vertreter der entsprechenden Firmen manchmal den Laden einrannten und ihr erklärten, wie gut sie doch daran verdienen konnte.

Alles stand so wie am letzten Tag. Nichts hatte sich verändert. Es war kein Auto aus dem Regal gefallen, und Ann spürte die Erleichterung in sich hochsteigen, während sie die wenigen Schritte nach vorn ging, um die Abteilung für Mädchen zu erreichen, wo sie zumeist Puppen vorfand. Mrs. McBain liebte selbst Puppen und hatte dementsprechend eingekauft. Kleine, mittlere, große. Manche aus Hartgummi, andere aus überzogenem Schaumstoff und wieder andere aus Holz, aber lustig

bemalt. Sie standen in den nicht zu hohen Regalen, damit die Kinder auch an die oberen herankommen konnten.

Vor den Fächern blieb Ann stehen. Auch jetzt glitt ihr Blick daran entlang. Sie fing unten an, ihre Augen bewegten sich, sie schaute sich die mittleren Regale an, danach die oberen.

Dort fiel ihr etwas auf.

Zuerst runzelte sie die Stirn, dann schüttelte die den Kopf, denn etwas hatte sich verändert. Eine Puppe saß nicht mehr so an ihrem Platz, wie sie eigentlich hätte sitzen müssen. Sie lag jetzt auf dem Bauch zwischen den anderen, mit dem Kopf zur Wand.

War es das gewesen, was sie gehört hatte?

Ann Cordy wußte es nicht. Sie hob die Puppe an - und erschrak.

Jemand hatte ihr das Gesicht eingedrückt!

Für einen Moment war Ann fassungslos. Wer tat das? Und wer hatte die Kraft, denn die Puppe bestand aus einem ziemlich harten Material.

Die Puppe hatte ein hübsches Gesicht gehabt. Davon war so gut wie nichts mehr zu sehen. Nur der Mund war noch zur Hälfte zu erkennen, wobei er allerdings auch schief stand.

Eingedrückt…

Wer tat so etwas?

Ann schluckte. Sie merkte, daß die Furcht wieder zurückkehrte. Allmählich stieg sie in ihr hoch wie ein widerliches Gift, das nicht mehr zu stoppen war.

Das Gesicht einer Puppe einzudrücken, wer tat so etwas? Sie nicht. Mrs. McBain ebenfalls nicht.

Jemand mußte im Laden gewesen sein.

Vor kurzem noch…

Aber wo steckte er? Wie war er hineingelangt?

Fragen, auf die sie keine Antwort wußte. Plötzlich war es ihr viel zu warm. Sie sehnte sich nach einem kalten Luftstrom, der ihr erhitztes Gesicht kühlte. Sie wollte, nein sie wollte nichts mehr.

Auf einmal hörte sie das Knirschen!

***

Innerhalb weniger Augenblicke verwandelte sich Ann Cordy in eine Eisfigur. Sie stand auf der Schwelle, ohne sich zu rühren. Sie dachte daran, daß sie jetzt ganz allein im Laden war, sie wünschte sich, daß die Tür aufgestoßen wurde und ein Kunde den Laden betrat, und sie wünschte sich auch, sich geirrt zu haben.

Die beiden letzten Wünsche wurden ihr nicht erfüllt. Sie hatte sich nicht geirrt. Dieses verdammte Knacken hatte den Tatsachen entsprochen, und sie wußte auch, wo es aufgeklungen war: in ihrem Rücken.

Wenn sie sich drehte, würde sie es sehen können.

Aber sie traute sich nicht.
Ann blieb stehen. Sie ließ die Sekunden verrinnen und atmete heftig ein und aus.
Wieder knirschte und knackte es hinter ihr.
Näher? Weiter? Sie konnte keine Antwort geben, doch die innere Stimme riet ihr, sich endlich zu drehen.
Das tat sie auch!
Sehr schnell sogar, so daß die Puppen in den Regalen vor ihren Augen verschwammen.
Sie aber waren nicht mehr wichtig. Für sie zählte einzig und allein die Puppe, die in Augenhöhe vor ihr in der Luft schwebte. Sie bestand aus demselben Material wie die erste zerstörte Puppe. Nur wurde ihr von unsichtbaren Kräften langsam der Hals umgedreht…

***

Ann Cordy tat nichts. Sie hatte das Gefühl, innerlich lachen zu müssen. Sie stand da und starrte nach vorn. Ihr Blick war leer. Sie schaute nur zu. Hätte sie einen Spiegel zur Hand gehabt, so hätte sie ein völlig fremdes Gesicht gesehen, eine Haut, die grau geworden war, und selbst die Augen hatten ihren Glanz verloren.
Die unsichtbare Kraft drehte weiterhin am Hals der Puppe, als wollte sie aus ihm eine Spirale machen. Die Geräusche klangen schlimm und häßlich, sie knirschten und knackten. Dazwischen erklang ein Riespeln, als würde Sand nach unten auf ein Blech fallen. Dabei sah die Puppe so niedlich aus. Sie trug ein hellblaues Kleid und war so groß wie ein Unterarm. Weiße Socken und dunkelblaue, kleine Schuhe vervollständigten die Kleidung.
Und die Kraft drehte weiter, daß es knirschte und knackte.
Geräusche, die Ann Cordy unter die Haut gingen. Die Puppe blieb dabei vom Oberkörper her ruhig, weil die andere unsichtbare Hand sie so festhielt. Ann spürte auf ihrer Haut einen dicken Schauer.
Sie war nicht in der Lage, etwas zu begreifen. Was da ablief, wollte ihr nicht in den Sinn.
Am liebsten hätte sie die Augen geschlossen. Wie unter Zwang starrte sie die Puppe an, deren Hals zwar brach, aber sich zugleich dehnte. Kleine rosafarbene Splitter fielen zu Boden und prallten auf wie harter Schnee.
Der Kopf saß längst schief. Das kleine Puppengesicht schaute Ann nicht mehr an, aber es wurde weitergedreht, verlor seinen Ausdruck, weil erste Risse es durchzogen, und mit einer letzten, aber sehr starken Bewegung drehte die unsichtbare Kraft den Hals der Puppe ganz um und zerstörte ihn.
Aus und vorbei!
Sie war tot. Die Puppe lebte nicht mehr. Ann spürte es überdeutlich.

Ihr kam es vor, als hätte die nicht sichtbare Kraft ein Leben zerstört. Einfach weggerissen, aus der Welt geholt.

Der Kopf war ab. Körper und Kopf schwebten für einen Moment über dem Boden, bevor die unsichtbaren Hände sie losließen. Auf dem Boden schlugen die Teile auf und blieben liegen. Einen Meter voneinander entfernt. Anns Blick wechselte zwischen dem Kopf der Puppe und dem Körper hin und her.

Erst jetzt war sie wieder in der Lage, sich zu bewegen. Sie hob sehr langsam die Arme an, bis die Hände das Gesicht erreicht hatten. Dann preßte sie ihre Handflächen dagegen und schob die Haut zusammen, so daß ihr Gesicht einen Ausdruck bekam wie das Abbild in einem Zerrspiegel. Sie erschrak über sich selbst. Sie wollte weinen und konnte es nicht. Sie wollte weglaufen, es war nicht möglich. Sie blieb auf der Stelle stehen und spürte etwas Furchtbares, das in ihren Körper geströmt war. Eine andere Welt, andere Dinge, von denen sie keine Ahnung hatte. Schlimme Sachen, die zwar vorhanden waren, die sie aber nicht erklären konnte. Es hatte sie etwas erwischt, es war etwas um sie herum, das sie nicht sehen konnte.

Möglicherweise hatte sie noch ein etwas kindliches Gemüt, was ihr nun zugute kam. Sie schrie nicht, sie rannte nicht weg, sie verfiel nicht in Panik, sie bewegte sich aber auf die Verkaufstheke zu, und ging mit sehr langsamen Schritten und hörte kaum, wie sie die Füße aufsetzte. An der Theke blieb sie stehen, legte die Hand darauf. Die Finger zuckten. Sie drehte den Kopf und schaute dorthin, wo sich das Schaufenster befand.

Es war ein normaler Blick, nur kam er ihr nicht normal vor. Er war in eine Ferne und ein Ziel gerichtet, das es nicht gab oder nur für sie sichtbar war.

Zwischen ihr und dem Schaufenster befand sich etwas. Dort lauerte das Unsichtbare, das Unheimliche und Starke. Da war eben die andere Kraft, die dabei war, auch sie zu vernichten. Ann rechnete damit, daß es nicht nur die Puppe erwischen würde. Mit ihr war der Anfang gemacht worden. Es ging weiter, immer weiter.

Die Furcht hatte sich noch weiter gesteigert. Dennoch hielt sich Ann tapfer. Ihre Arme hingen nach unten. Die Hände hatte sie zu Fäusten geballt, die Lippen zuckten, Anzeichen, daß sie sprechen wollte.

Und sie schaffte es. »Wer, wer, bist du?«

Keine Antwort.

Ann pumpte die Luft in ihre Lungen. Die Augen bewegten sich suchend. Die nächste Frage: »Wer bist du?«

Ein Schatten?

Hatten sie einen Schatten gesehen, oder war ihr nur ein Irrtum unterlaufen. Noch einmal sprach sie.

»Wer bist du?«

Keine Antwort.
Diesmal war es kein Schatten. Da hörte sie plötzlich eine Antwort, aber keine gesprochenen Worte.
Es klang wie ein scharfes Flüstern, und Ann erschrak noch mehr.
Nein, da flüsterte niemand. Da kicherte jemand. Aus dem Unsichtbaren hervor hörte sie das Kichern, das so voller Häme steckte. Es war einzig und allein an sie gerichtet, es wollte sie auslachen, es war grauenhaft, obwohl es so leise klang, aber sie hörte jeden verfluchten Ton. So laut, so hämisch und zugleich auch wissend, im Gegensatz zu ihr, denn sie wußte nichts mehr.
»Bist du ein Geist?« fragte Ann und bibberte dabei.
Das Kichern nahm zu. Ann schloß für einen Moment die Augen, und dann stieß sie einen Schrei aus. Einen Schrei des Entsetzens, denn sie hatte sehr genau gespürt, daß etwas Eiskaltes an ihrer Kehle vorbeigekrochen war und sie für einen Moment nur berührt hatte.
Eiskalt und - knochig?
Ja, in dem Moment, als man sie berührte, da hatte sie daran gedacht, von einer Knochenhand gestreichelt zu werden. Von einer Klaue, die aus einem Grab gekommen war und in der Luft schwebte. Ann Cordy fühlte sich verflucht. Innerlich leer und trotzdem voller Angst steckend.
Der zweite Schrei löste sich.
Dann erst kam in die junge Frau Bewegung. Plötzlich war ihr alles egal. Sie stürmte auf die Ladentür zu, begleitet von ihrem eigenen Schrei, der an ihren Ohren entlanghuschte. Sie rammte die Klinge nach unten, riß die Tür auf und bekam von der Kälte einen Schlag gegen ihr Gesicht. Darum kümmerte Ann sich nicht. In wilder Panik lief sie nach draußen, rutschte auf einem Stück Eis aus und fiel hin.
Daß ein Auto in ihrer Nähe hielt, bekam sie nicht mit.

***

Auf der Fahrt nach Ripon hatte Donata McBain wenig gesprochen. Auch ich hatte mich zurückgehalten, um sie in ihren Gedanken und Überlegungen nicht zu stören. Sie mußte mit diesem unheimlichen Angriff fertigwerden und auch dessen Folgen verkraften. Hin und wieder fuhr sie mit ihren Händen zum Hals hoch und tastete dort die Druckstellen ab, die glücklicherweise schwächer wurden, wie ich mit einem raschen Blick erkannte.
Sie nickte mir zu und lächelte. »Das ist eben Natur. Alles schwächt sich ab. Aber man weiß ja nie, ob es sich wiederholt und wann es zurückkehrt.«
»Sie rechnen also damit?«
»Natürlich.«
»Das Wort hört sich an, als wüßten sie mehr.«

Die Frau runzelte die Stirn, schaute aus dem Seitenfenster, sah die weißen Dächer, hob die Schultern und seufzte.

Ich dachte darüber nach, was dieses Seufzen wohl bedeuten konnte. Wußte sie vielleicht mehr, als sie mir gegenüber zugegeben hatte? Das konnte möglich sein. Auch mir fiel es schwer, diese Person richtig einzuschätzen. Ich kannte sie nicht, sie war für mich eine Fremde. Ich wußte nicht, welches Leben sie geführt hatte, aber ich nahm ihr den Angriff ab. Die Druckstellen am Hals hatte sie sich bestimmt nicht selbst zugefügt. Da mußte schon etwas gewesen sein. Einen Angreifer hatte ich nicht gesehen. Wenn ich mir ihr Verhalten noch einmal durch den Kopf gehen ließ, dann hatte sie nicht geschauspielert. Sie war attackiert worden und fragte sich, wer das getan hatte. Ein rätselhafter und gefährlicher Fall. Schließlich hatte sich die Frau in Lebensgefahr befunden. Ich dachte daran, daß das Jahr gut anfing und ich meinen Zeitplan wohl kaum einhalten konnte. Es würde sicherlich noch einen oder auch zwei Tage dauern, bis ich in London eintraf, denn ich hatte mich entschlossen, zunächst einmal in der Nähe dieser Frau zu bleiben und damit auch in Ripon, der liebenswerten Kleinstadt. Um einzukaufen, brauchte man nicht unbedingt in eine der größeren Städte zu fahren. Es gab hier alles, was der Mensch brauchte. Ich hatte einen Supermarkt gesehen, aber auch mehrere kleine Geschäfte.

»Wo möchten Sie hin, Donata?« fragte ich. Wir hatten abgemacht, uns mit den Vornamen anzureden.

»Wenn Sie mich nach Hause bringen könnten.«

»Gern. Sie müssen mir nur sagen, wohin ich fahren soll.«

»Ins Geschäft.«

»Also nicht nach Hause?«

Sie lächelte und schüttelte dabei den Kopf. »Ich wohne dort. Meine Wohnung liegt über dem Geschäft.«

»Das ist etwas anderes. Und wie geht es Ihnen?«

Sie hob die Schultern. »Das erzählte ich Ihnen später.« Sie erklärte mir den Weg. Wir mußten von der Hauptstraße abfahren, rollten durch eine schattige Seitengasse, auf deren Belag Eis schimmerte, gerieten wieder in eine belebtere Gegend, überquerten langsam einen mit Bäumen bewachsenen Platz, den die Straße praktisch in zwei Hälften teilte, mußten dann nach links und rollten in die Straße, in der Donata wohnte. »Das Geschäft liegt auf der linken Seite.«

»Okay.«

Bei dieser kalten Witterung ging man nur aus dem Haus, wenn es unbedingt sein mußte. Ein friedlicher Ort, in dem wir uns bewegten, und trotzdem wollte ich nicht so recht an diesen Frieden glauben. Ich empfand ihn als trügerisch. Auch die neben mir sitzende Frau fühlte sich nicht besonders wohl, wie ich an ihrem Verhalten feststellte. Sie

war sehr ruhig, sie starrte vor sich zu Boden, hatte die Stirn gerunzelt. Manchmal hob sie den Kopf, schaute nach draußen, als wäre sie dabei, etwas Bestimmtes zu suchen, aber sie fand nichts.

Ich hatte sie nicht weiter nach dem Grund ihres Besuches auf dem Friedhof gefragt, wollte dies allerdings nachholen, denn es konnte durchaus sein, daß es zwischen ihm und dem Angriff einen Zusammenhang gab. Kannte ich ihn, dann hatte ich auch die Lösung.

»Fahren Sie jetzt bitte langsamer, John, wir sind gleich…«

Ich wußte, was sie hatte sagen wollen, obwohl sie nicht weitersprach, denn vor uns bewegte sich plötzlich eine Frau. Sie stürzte aus einer offenen Tür hervor, rannte kurzerhand über den Gehsteig und dachte nicht mehr daran, daß ihm noch eine Straße folgte, auf der auch Autos fuhren.

Die Person geriet ins Stolpern.

Ich hörte, wie Donata McBain den Namen »Ann« rief, dann mußte ich aufpassen, weil es plötzlich wieder glatt wurde.

Vorsichtiges Bremsen…

Stotternd, kein Rutschen.

Ich hörte das Grummeln der Winterreifen, dann stand der Rover.

Die Frau hatte ich nicht erwischt. Sie hatte die Straßenmitte erreicht, wo sie gestolpert und dann zusammengebrochen war.

Donata McBain kannte die Frau. Sie hatte bereits die Tür aufgerissen und stürzte nach draußen. Ich warf einen Blick nach links. Auf der anderen Seite des Gehsteigs war die Hausfront durch die Schaufensterscheibe eines Geschäfts unterbrochen.

Es mußte Donatas Laden sein, denn in den Auslagen verteilten sich Bücher, Schreibwaren und Spielzeug.

Das war jetzt unwichtig. Die Frau, die aus dem Laden gelaufen war, zählte und sie hatte mir so ausgesehen, als hatte sie ihn nicht gerade freiwillig verlassen. Darauf wies auch ihre Kleidung hin, die sie zwar in der Wohnung oder im Geschäft tragen konnte, aber nicht bei dieser Kälte im Freien.

Diese junge Person hatte das Geschäft fluchtartig verlassen. Ich stand nahe am Bordstein, stieg aus und bekam mit, wie die junge Frau von der älteren gestützt wurde.

»Bitte, Ann, es ist vorbei!« hörte ich Donata sprechen.

Ann nickte. Sie hatte den Kopf nach vorn gebeugt, atmete schwer und stützte sich an Donata McBain ab, die ihre Mitarbeiterin zum Geschäft führte.

Beide passierten mich. Donata warf mir einen verständnislosen und auch hilfesuchenden Blick zu, dem zu entnehmen war, daß auch sie noch nicht viel wußte.

Ich ging davon aus, daß Anns Verhalten in einem Zusammenhang mit dem Angriff auf Donata stand. Damit war der Fall nicht klarer

geworden. Im Gegenteil, er wurde immer verworrener.

Ich betrat als letzter das Geschäft und drückte die Tür zu. Dann schaute ich mich um.

Es war nichts Besonderes zu sehen. Ein völlig normales Schreib- und Tabakwarengeschäft mit kleinen Nebenzweigen, denn es wurde auch Spielzeug verkauft.

Donata McBain hatte einen Stuhl geholt und die leichenblasse Ann auf die Sitzfläche gedrückt. Sie war dabei, ihre Haare immer wieder nach hinten zu streifen, nervöse Bewegungen, begleitet von heftigen Atemzügen. Die Augen befanden sich in ständiger Bewegung, als suchte oder erwarte sie etwas.

Mir war eine Puppe aufgefallen, die zerbrochen auf dem Boden lag. Man hatte ihr den Kopf abgerissen. Beide Teile, Kopf und Körper, lagen ein Stück voneinander entfernt. Was dies zu bedeuten hatte, wußte ich nicht, ich würde es erfahren, dessen war ich mir sicher.

Donata McBain war verschwunden. Als sie zurückkehrte, atmete Ann auf, nun war sie nicht mehr allein. Sie bekam von ihrer Chefin ein Glas Whisky, nickte und trank es leer. Danach hustete sie und rang nach Luft, aber ihr Gesicht bekam Farbe.

Ich sprach Donata mit leiser Stimme an. »Was ist denn überhaupt passiert?«

Sie hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Ann Cordy wirkt schockiert. Über den Grund schweigt sie. Ich hoffe aber, daß sich das jetzt ändern wird.«

»Ja, das wäre gut.« Ich faßte die Frau an und drehte sie herum. Sie hatte ihre dicke Kleidung ausgezogen. Unter der Wolle des Pullovers spürte ich das Zittern. »Dort liegt eine zerstörte Puppe. Können Sie sich einen Reim darauf machen?«

Sie schaute hin, runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. »Nein, das kann ich nicht. Als ich den Laden hier verließ, war die Puppe noch ganz.«

»Wer hat es getan? Ann?«

»Ist schwer vorstellbar.«

»Das meine ich auch, doch ich bin überzeugt, daß die Zerstörung der Puppe mit ihrem Verhalten in einem Zusammenhang steht. Aber das werden wir noch herausfinden.«

»Gut, gut…« Donata warf den beiden Teilen einen scheuen Blick zu. Auch ihr war es nicht geheuer.

Ann Cordy hatte ihr Glas leer auf den Verkaufstresen gestellt. Sie saß auf dem Stuhl, den Kopf und den Oberkörper nach vorn gebeugt und starrte zu Boden.

Donata McBain trat zu ihr. »Geht es dir jetzt etwas besser, Ann?«

Sie hob die Schultern, danach nickte sie und strich anschließend durch ihr Gesicht.

»Darf ich dir John Sinclair vorstellen? Er hat mich vom Friedhof nach Hause gefahren.«

Es sah so aus, als hätte Ann nicht zugehört. Schließlich hob sie den Kopf und schaute mich an.

Ich lächelte.

Sie aber blieb mißtrauisch. »Wer ist das?« flüsterte sie.

»Jemand, der mir geholfen hat.«

»Aha.«

»Vielleicht kann er auch dir helfen, Ann.«

»Oder es zumindest versuchen«, sagte ich.

Sie holte durch die Nase Luft. Ihre Nasenlöcher an den Seiten bebten dabei. »Wobei sollte er mir helfen können, Mrs. McBain?«

Donata strich über Anns Haar. »Aber es ist doch etwas vorgefallen, das dich erschreckt hat. Sonst wärst du ja nicht fluchtartig auf die Straße gelaufen.«

»Ja, das stimmt«, murmelte sie.

»Kannst du darüber reden?«

Ann überlegte, bewegte den Mund. Es dauerte, bis sie sich zu einer Antwort bequemt hatte. »Ich will es versuchen, aber es ist nicht einfach für mich.«

»Das glaube ich dir. Versuche es trotzdem.«

»Ja, das ist okay.« Sie suchte nach Worten, dann platzte sie plötzlich hervor. »Ich war nicht allein. Hier hat sich etwas aufgehalten.«

»Ein Kunde?«

»Auch, aber das war es nicht allein.«

»Sondern?«

Ihr Gesicht nahm einen gequälten Ausdruck an. »Ich kann es nicht genau erklären, denn es hat ja eigentlich keinen gegeben, und es war trotzdem jemand da.« Sie schluchzte auf und mußte über ihre eigenen Worte den Kopf schütteln.

Donata warf mir einen hilfesuchenden Blick zu. Ich hatte sehr wohl aufgepaßt und dachte daran, daß Ann Cordy im Prinzip das gleiche Phänomen erlebt hatte wie ihre Chefin. Das setzte ich voraus, obwohl ich bisher nur wenig wußte.

Ich ging sehr behutsam vor, als ich Ann ansprach. »Ich möchte mich ja nicht unbedingt einmischen, Ann«, sagte ich, »aber Ihre Chefin hat mich gebeten, etwas nachzuforschen. Ich hänge gewissermaßen mit drin. Auch das, was Mrs. McBain erlebt hat, entspricht nicht eben der Normalität.«

»Was hat sie denn erlebt?« fragte Ann.

»Darüber werden wir später reden. Zunächst sind Sie an der Reihe, wenn Sie möchten.«

»Ja, das möchte ich. Das muß ich einfach sagen. Ich möchte es loswerden.«

»Wir hören zu.«

Donata McBain kehrte von der Tür zurück, wo sie das Schild »closed« aufgehängt hatte. Jetzt war das Geschäft geschlossen, uns würde niemand stören.

»Hat es mit der zerbrochenen Puppe zu tun?« stellte ich die erste Frage.

Ein heftiges Nicken war die Antwort. »Aber damit hat es nicht begonnen, Mister…«

»Ich heiße John Sinclair.«

»Ah ja…«

»Fangen Sie einfach von vorn an.«

Ann Cordy sammelte sich noch einmal, dann fing sie an zu reden. Sie sprach leise, sie war auch sehr nervös, denn immer wieder schabten ihre Handflächen aufeinander, als wollte sie sich den Schweiß abwischen. Wir erfuhren, daß das unheimliche Treiben schon begonnen hatte, als eine Kundin, Mrs. Lancaster, im Geschäft gewesen war. Sie legte eine Pause ein und redete weiter, als sie feststellte, daß keiner von uns sie ansprach. So erfuhren wir intervallweise alles, was sie erlebt und auch durchlitten hatte. Bis zu dem Augenblick, als sie auf die Straße gerannt war. Das Reden hatte Ann angestrengt, in ihren Augenwinkeln glitzerten Tränen, und der Mund zuckte.

»Das glauben Sie mir alles nicht, wie?«

»Doch, wir glauben Ihnen, Ann«, sagte ich.

»Diesen Unsinn?«

»Ist es Unsinn?«

Ann verzog den Mund. »Ich weiß es nicht. Ich weiß doch nicht, ob ich mir alles eingebildet habe, jetzt, wo ich darüber nachdenke. Bin ich denn hysterisch?«

»Sicherlich nicht. Die beiden Teile der Puppe reden schließlich eine deutliche Sprache.«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Es war also jemand hier.«

Ann schaute mich an. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Ich wandte mich ab. Beide Teile der Puppe hob ich auf. Den Kopf hielt ich in der linken, den Körper in der rechten Hand. »Er wurde also regelrecht abgedreht, sage ich mal.«

»So ist es gewesen«, flüsterte sie. »Ich habe sogar das Knirschen deutlich gehört.« Sie wies auf den Kopf. »Aber vorher hörte ich noch etwas anderes. So ein komisches Geräusch.«

»Können Sie das genauer beschreiben?«

»Ja, kann ich«, murmelte sie nickend. »Es war ein Flüstern. Ein häßliches Flüstern, aber ich habe niemanden gesehen. Das Flüstern umschwebte mich. Es tanzte hier durch den Raum. Es war einfach grauenhaft.«

»Haben Sie etwas verstanden?«
»Nein.«
»War da noch was?«
»ja - kichern.«
»Kichern und flüstern?«
»Mehr Kichern«, gab sie zu.
Ich wartete einen Moment. Als sie nichts hinzufügte, fragte ich: »Angegriffen worden sind Sie nicht - oder?«
»Wie meinen Sie das denn?«
»Man hat Sie nicht körperlich attackiert?«
»Nein. Dafür hat man mir eine schreckliche Angst eingejagt. Ich habe die Nerven verloren und bin aus diesem Geschäft geflohen.«
»Das ist verständlich.«
»Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Ich komme damit nicht zurecht. Das Geschäft hier…« sie schaute Donata an, die etwas im Hintergrund stand, »ist verhext.«
Mrs. McBain schwieg. Sicherlich dachte sie ebenso, aber ich war mit meiner Fragerei noch nicht am Ende, auch wenn es Ann möglicherweise nervte. »Sagen Sie, Ann, hat man Sie bedroht? Wollte man Sie vielleicht sogar töten? Aus dem Unsichtbaren heraus. Spürten Sie körperlich einen Schlag, hat man Sie gewürgt, bekamen Sie plötzlich keine Luft mehr?«
»Nein, Mr. Sinclair, so ist es nicht gewesen. Ich habe nur die Puppe gesehen, wie Sie plötzlich in der Luft schwebte. Dabei vernahm ich auch das Knirschen, als man ihr«, sie stockte, »den Hals umdrehte.«
»Und das Flüstern oder Kichern blieb?«
»Nicht direkt oder nicht so laut. Es verschwand dann wieder. Ich bin dann auch geflüchtet.« Sie wandte sich an Mrs. McBain. »Kann ich jetzt gehen?«
»Natürlich.«
»Danke.« Ann Cordy stand auf. Sie holte ihren Mantel, der an einem Haken zwischen zwei Regalen in einer Lücke hing. Bei mir verabschiedete sie sich mit einem scheuen Nicken, mit ihrer Chefin flüsterte sie noch, denn Mrs. McBain brachte sie zur Tür. Sie umarmte ihre Angestellte noch einmal, dann ging Ann weiter, und die Frau kehrte zu mir zurück, nachdem sie die Tür abgeschlossen hatte.
Kunden, die vorbeiliefen, sahen das Schild, schüttelten die Köpfe und gingen weiter.
Ich hatte die zerstörte Puppe auf die Verkaufstheke gelegt und dabei Kopf und Körper nahe zusammengebracht. Verlegen blieb Donata McBain neben mir stehen. »Es tut mir leid«, sagte sie, »daß wir Ihnen so viele Unannehmlichkeiten bereitet haben, aber manchmal kommt eben alles zusammen.«
»Das waren keine Unannehmlichkeiten, Donata. In einer Hinsicht bin

ich sogar froh, daß ich Sie getroffen habe.«
»Das versteh ich nicht. Wie kommen Sie darauf?«
»Sagen wir mal so. Ich bin jemand, der sich für gewisse Phänomene interessiert.«
»Auch für so etwas?«
»Natürlich.«
»Aber es gibt keine Lösung. Ann und ich müssen damit fertig werden, und wir müssen auch damit rechnen, daß sich gewisse Dinge wiederholen. Sie wissen schon, was ich meine.«
»Das ist klar. Jemand hat es auf Sie beide abgesehen. Eine Person, die für uns nicht sichtbar ist. Die allerdings genau weiß, so Sie sich aufhalten.«
»Leider.«
»Sie und Ann müssen eine Beziehung zu der Person gehabt haben. Oder die zu Ihnen.«
Das begriff Mrs. McBain nicht. »Wie haben Sie das denn genau gemeint, John?«
»Ich weiß es noch nicht. Der Vorfall ist mir noch ein großes Rätsel. Mag Ihnen dieses Rätsel auch noch so unlösbar erscheinen, es gibt immer ein Motiv, auch für Vorgänge, die man zunächst nicht begreift.«
Die Frau wunderte sich. »Himmel, John, Sie sprechen, als wüßten Sie darüber mehr.«
»Das kann sein, aber ich weiß leider nicht genug. Es steht fest, daß man Sie bedroht. Die Umstände will ich außer acht lassen. Sie jedenfalls befinden sich in einer Gefahr.«
»Das streite ich nicht ab.«
»Also brauchen Sie Schutz oder jemand, der Sie vor dieser Gefahr warnt, sollte sie denn zurückkommen.«
»Gut gesagt, John. An wen soll ich mich wenden? An unsere beiden Polizisten hier in Ripon?« Sie schlug die Hände zusammen. »Die würden mich nur auslachen, wenn ich denen meine Geschichte erzähle. Ich denke, damit komme ich nicht durch. Auch ich würde lachen, wenn mir jemand so etwas erzählen würde.«
»Das kann Ihnen keiner verübeln.«
»Also ist es mit dem Schutz Essig.«
»Nicht ganz, Donata. Ich wüßte schon jemand, der etwas auf Sie achten kann.« Als sie mein Lächeln sah, schaute sie noch genauer hin und holte tief Atem.
»Sie etwa?«
»So ist es.«
»Nein, nein!« rief sie laut. »Das ist unmöglich. So etwas kann ich nicht annehmen. Sie sind zufällig vorbeigekommen, Sie waren auf der Durchreise, Sie müssen weiter nach London…«

»Das stimmt alles, Donata«, unterbrach ich sie. »Aber mich drängt dabei niemand. Ich bin relativ unabhängig.«

»Ach ja?«

»Außerdem interessiert mich der Fall.«

Damit kam sie nicht zurecht. Sie verstand nicht, wie jemand Interesse an unheimlichen Dingen haben konnte, und sie wiederholte das auch mehrmals. Ich deckte meine Karten daraufhin nicht ganz auf, aber sie war beruhigt, als sie hörte, daß ich Polizist war und sogar für die bekannte Institution Scotland Yard arbeitete. Trotzdem versuchte die Frau es noch mit einem Einspruch. »Bitte, John, Sie sind zwar Polizist, aber das hier ist ein Fall, der die Grenzen überschreitet.«

»Ich weiß es.«

»Da kann kein einfacher Polizist, also nichts gegen Sie…« Abwehrend hob sie die Arme.

»Ich kann Ihre Besorgnis verstehen, Donata, aber verlassen Sie sich darauf. Ich gehöre zu den Menschen, die so etwas nicht zum erstenmal erleben.«

»Was mir passierte?«

»Auch andere Dinge.«

Das begriff sie nicht. Es lagen ihr zahlreiche Fragen auf der Zunge, aber nicht eine konnte sie stellen.

»Versuchen wir es gemeinsam.«

Donata hob die Schultern. »Es liegt nicht an mir. Wenn Sie sich entschlossen haben, gut.«

»Das habe ich.«

»Und wie soll es weitergehen?«

»Ganz einfach. Wir gehen jetzt in Ihre Wohnung. Eine Frage zuvor. Haben Sie ein Gästezimmer?«

»Ja, kommen Sie. Wir können von hier in meine Wohnung hochgehen.«

Donata McBain ging vor. Sie kam mir erleichtert vor. Ich warf noch einen Blick auf die Puppe und hatte dabei den Eindruck, als würde mich das Puppengesicht höhnisch angrinsen…

***

Ann Cordy hatte sich alles andere als sicher gefühlt, nachdem sie den Laden verlassen hatte. Dabei hatte sie geglaubt, daß die kalte Luft die Schrecken der Erinnerung würde vertreiben können, was aber nicht der Fall gewesen war.

Je mehr sie darüber nachdachte, um so schlimmer wurde es. Und sie fühlte sich auch schrecklich allein. Es war für Ann besser, wenn sie unter Menschen kam, das waren in ihrem Fall die Eltern.

Der Nachmittag war schon weit fortgeschritten. Die grauen Wolken am Himmel bildeten eine Schicht. Bei genauerem Hinsehen aber lagen

mehrere Schichten übereinander. Das klare Frostwetter war verschwunden, die Temperaturen würden steigen und in Bereiche gelangen, wo wieder der Schnee in Massen vom Himmel rieselte. Das war auch vorausgesagt worden. Wahrscheinlich würde es an diesem Abend schon anfangen, und dann waren Straßen und Gehsteige Eisflächen.

Ann Cordy wohnte nicht direkt im Zentrum. Ihre Eltern lebten in dem von den Großeltern väterlicherseits ererbten Haus am Westrand des Ortes, mit einem freien Blick über Wiesen und Felder, bis hin zu den Bergen.

Auf dem Grundstück standen noch zahlreiche Bäume, die ihr Laub längst verloren hatten und Ann vorkamen wie kahle Gespenster mit zahlreichen Armen. Auf dem Weg zum Haus schaute sie sich immer wieder um. Es war niemand zu sehen, sie hörte auch nichts, kein Flüstern, kein Kichern, nur der Wind rauschte leise singend um ihre Ohren entlang, als wollte er ihr Mut für die Zukunft machen.

Mut brauchte sie auch, als sie feststellte, daß keiner zu Hause war. Eine abgeschlossene Haustür ließ Trauer in ihr hochsteigen. Sie schloß auf, betrat den Flur und sah sofort den Zettel, der auf den Steinfließen lag.

Sie hob ihn auf und machte Licht. Dann las sie die Nachricht ihrer Mutter. Man gab ihr zu verstehen, daß beide Eltern einen Besuch bei Freunden machten und später zurückkehren würden. Das Essen mußte sie sich aufwärmen.

»Ausgerechnet jetzt!« flüsterte Ann, stand steif im Flur und knüllte die Nachricht in der Faust zu einem Klumpen zusammen. Dann warf sie den Zettel wütend in den Schirmständer.

Danach zog sie ihren Mantel aus, hängte ihn auf und blieb noch vor der Treppe stehen. Wut und Angst überschwemmten sie. Ann hatte Mühe, gegen die Tränen anzukämpfen. »Ausgerechnet jetzt. Ausgerechnet heute sind sie nicht da!« schoß es ihr durch den Kopf. Sie wurde noch wütender, gleichzeitig aber dachte sie auch logisch weiter. Wie hätten ihre Eltern wissen können, was ihr widerfahren war? Außerdem war sie erwachsen und hatte immer darauf gedrungen, einen eigenen Weg zu gehen. Der lag jetzt steinig vor ihr, obwohl sie nichts anderes tat, als völlig normal im Haus zu stehen, wie Ann es auch gewohnt war, bevor sie nach oben zu ihrem Zimmer ging.

Sie wohnte unter dem Dach. Früher einmal war ihr Zimmer ein Spitzboden gewesen. Er war für sie renoviert worden. So konnte die kleinere Schwester, die mit den Eltern mitgegangen war, eine Etage tiefer schlafen und hatte dort ihr eigenes Reich.

Die Treppe bestand aus dunklem Holz. Wer das heute bekommen wollte, mußte es sich durch Handwerksarbeit teuer anfertigen lassen.

Ann Cordy gab sich einen Ruck und stieg die Stufen hoch. Sie ging dabei langsam, die Handfläche strich über das Geländer hinweg, sie schaute hoch zum ersten Treppenansatz, der in einem dämmrigen Schattenlicht lag, und sie hatte den Eindruck, als würde sich dort etwas bewegen, was im Prinzip auch stimmte, nur war es das Blatt eines verstaubten Gummibaumes, das zitterte, als wäre eine Hand darüber hinweggefahren.

Nichts passierte. Aber Ann änderte trotzdem etwas. Sie machte Licht, um die nachträglich eingebaute schmale Treppe zu sehen, die hoch zu ihrer Kammer führte. Mehr als eine Kammer war es nicht, trotzdem fühlte sie sich wohl.

Im Haus war es warm. Der Kamin heizte alle Räume, und auch oben bei ihr stand die Wärme.

Ann hatte die Treppe hinter sich gelassen, stieß die Tür zu ihrem Zimmer auf und blieb auf der Schwelle stehen.

Mattes Licht füllte den Raum mit den schrägen Wänden. Das Licht fiel durch die ebenfalls schrägen Fenster, hinter deren Glas der Himmel zum Greifen nahe erschien. Das lag an der heraufziehenden Dämmerung.

Niemand wartete auf sie.

Ann war trotzdem nicht erleichtert, als sie ihr kleines Reich betrat. Links stand das Bett. Daneben noch bevor die Schräge begann, hatte ihr Vater ein Regal angebracht, auf dem Elektronik ihren Platz gefunden hatte.

Der CD-Player, der Kassettenrecorder, ein Walkman und der Kasten mit den CDs. Fernseher und Videorecorder standen dem Bett gegenüber, und zwar so, daß Ann im Liegen gegen die Mattscheibe schauen konnte.

Dazwischen stand der niedrige Tisch, die beiden Hocker aus buntem Stoff, und neben der Tür befand sich der eintürige Kleiderschrank. Unter dem zweiten Fenster stand noch ihr heller Schreibtisch mit dem Wippstuhl davor. Was an Wandfläche noch frei war, hatte sie mit Plakaten bedeckt, die allesamt schöne Szenen zeigte. Bilder aus Parfümwerbungen, wie sie auch an den Plakatsäulen und Wänden klebten.

Ann schloß die Tür nicht. Sie wäre sich eingeschlossen vorgekommen. Über den rustikalen Teppichboden mit den zahlreichen bunten Tupfern schritt sie hinweg bis zum Fenster, um durch die Schräge nach draußen zu schauen, wo es wieder etwas dunkler geworden war.

Ann Cordy ging davon aus, daß es bald anfangen würde zu schneien. Sie blickte gegen die fernen Berge, ohne sie richtig zu sehen, denn ihre Gedanken kreisten um das Erlebte.

Es gab einen Unsichtbaren. Irgendeinen Menschen, irgendeine

Gestalt, die nicht sichtbar war, aber trotzdem lauerte und darauf wartete, zuschlagen zu können.

Aber wer? Und wie war es möglich, daß jemand nicht gesehen wurde und trotzdem noch in das normale Leben eingreifen konnte? Ann kam zu keinem Ergebnis, sie wußte die Erklärung einfach nicht, auch deshalb, weil sie nicht im Rationalen lag. Was sie erlebt und durchlitten hatte, paßte eigentlich nicht in ihr Weltbild.

Jemand hatte gekichert und geflüstert. Eine Stimme aus dem Unsichtbaren. Ann wußte nicht, ob diese Stimme einer Frau oder einem Mann gehört hatte. Sie war eigentlich neutral gewesen, so neutral wie die Stimme eines Geistes.

Ann erschrak über sich selbst, daß sie schon so dachte. Ein Geist, nein, daran hatte sie früher nicht geglaubt. Es gab keine Geister, es gab das alles nicht. Zumindest nicht in der Wirklichkeit. Das brachte ihr Weltbild völlig durcheinander. Da kam einiges auf sie zu, aber nichts paßte richtig zusammen.

Oder hatte sie sich die Stimme eingebildet? Hatten ihr die Nerven einen Streich gespielt?

Daran wollte sie auch nicht glauben. Sie brauchte nur an die Puppe zu denken, der der Hals umgedreht worden war.

Nein, nein, das mußte der Wahrheit entsprechen. Sie brauchte die Dinge nur zu addieren.

Das Gefühl, allein gelassen worden zu sein, verstärkte sich dabei. Sie starrte durch das Fenster, ihr Mund zuckte, sie war nicht in der Lage, ein Wort herauszubringen, und sie betrachtete die graue Landschaft, ohne sie im Detail zu sehen.

Alles war so anders, so kalt und so leer geworden. Etwas stieg in ihr hoch, was sie mit dem Begriff Verzweiflung umschrieb. Sie fühlte sich nicht mehr wohl, aber das war es nicht allein. Plötzlich fing sie damit an, ihr Zimmer zu hassen.

Der Raum war für sie zu einem Gefängnis geworden. Sie würde ihn nicht so schnell verlassen können, wenn es darauf ankam. Da war es besser, wenn sie das Haus verließ und zu einer Freundin ging.

Der Gedanke brauchte sich nicht erst zu festigen, er saß schon sofort in ihrem Kopf fest, und sie wollte ihn auch in die Tat umsetzen, als sie etwas hörte.

Ein Geräusch in der Stille!

Ann hielt den Atem an.

Das Geräusch war ihr nicht fremd, sie hatte es oft genug gehört, immer dann, wenn sie die Tür des alten Schranks aufzog. Aber wer sollte ihn jetzt aufziehen?

Oder war es nicht der Fall?

Ann stand weit genug vom Schrank entfernt. Sie hätte ihren Arm schon mehrmals verlängern müssen, um die Schranktür aufzuziehen.

Und von allein würde…

Die junge Frau dachte nicht mehr weiter, aber sie hatte endlich den Mut gefunden, sich zu drehen.

Ihr Blick fiel gegen den Schrank.

Da war die Tür.

Und sie wurde allmählich geöffnet, obwohl niemand da war, der sie berührte.

***

Für Ann Cordy begann das Szenario der kalten Angst und des Grauens. Sie wollte es nicht wahrhaben, was man ihr da zeigte. Es war einfach zu widersinnig, zu unlogisch, bar jeglicher Erklärung.

Aber hatte sie sich die Zerstörung der Puppe erklären können? Auch nicht, und diesmal mußten sie das Öffnen der Schranktür ebenfalls wahrnehmen.

Ann war nicht in der Lage, sich vom Fleck zu bewegen. Die Angst übte eine Lähmung aus, mit der sie niemals gerechnet hätte. Sie war so groß, so allumfassend, sie bestand aus mehreren Flügeln, die über ihr zusammengefallen waren.

Ann atmete heftig.

Sie zitterte dabei, sie schaute zur Tür, die halb offen stand. Sie wußte, daß dies ein Ausweg war, doch sie fand einfach nicht die Kraft, hinzulaufen und das Zimmer zu verlassen.

Die Schranktür öffnete sich immer mehr. Es knarrte und kratzte in den alten Scharnieren, die ihr Vater hatte ölen wollen. Er war bisher nicht dazu gekommen, und die Tür schwang weit auf. Im rechten Winkel zum Schrank blieb sie stehen, und Ann konnte in das Möbelstück hineinschauen.

Sie sah ihre Kleidung auf den Bügeln hängen. Neben der Stange befanden sich die Fächer für die Pullover, die Blusen und die Wäsche. Kein Kleidungsstück bewegte sich, was eigentlich hätte sein müssen, wenn jemand den Schrank verließ.

Unsichtbare waren anders.

Und Ann glaubte fest daran, daß jemand dabei war, den Schrank zu verlassen. Irgend etwas, irgendein böses Omen, ein Geist, ein unsichtbares Gespenst, das es in seiner Welt nicht ausgehalten hatte.

Nur mühsam hielt sie den Atem an. Sie wollte hören, was noch geschah. Vielleicht vernahm sie ja ein leises Schleifen auf dem Teppich. Alles war möglich. Sie hielt den Blick zu Boden gerichtet, um verfolgen zu können, ob sich auf dem Teppich etwas abzeichnete.

Da kam etwas auf sie zu…

Ann wußte nicht, was es war. Sie sah nichts, sie hörte nichts, sie spürte es nur.

Etwas Böses, etwas, das für sie nicht zu begreifen war. Eine Gefahr

aus dem Unsichtbaren, aus dem Jenseits, vielleicht eine Totenseele, die keine Ruhe finden konnte.

Derartige Gedanken schossen ihr durch den Kopf, aber sie kam damit nicht zurecht.

Es war nicht, es war…

In ihrem Hirn überschlugen sich die Gedanken. Klarer wurden sie deshalb nicht. Plötzlich wurde Anns Gesicht von einem Luftzug gestreift. Er war kalt und eisig, als hätte sie das Fenster geöffnet.

Der Hauch stand wie eine unsichtbare Nebelwand direkt vor ihrem Gesicht. Seinen Anfang hatte er in Stirnhöhe, sein Ende etwa dort, wo Anns Pullover am Hals anfing. Das war die Quelle der Gefahr, der sie entkommen mußte.

Das Kichern war wieder da!

Diesmal lauter, heller, auch böser.

Im nächsten Augenblick griff etwas zu.

Ann wollte schreien, aber die unsichtbare Klaue legte sich um ihren Hals und schnürte den Schrei ab. Ihr Gesicht zeigte das blanke Entsetzen.

Was sie sah, war furchtbar und stellte alles, was sie bisher erlebt hatte, in den Schatten.

Das Unsichtbare kroch allmählich aus seiner eigenen Welt hervor und wurde sichtbar.

Intervallweise schob es sich in den normalen Bereich hinein, und Ann konnte endlich erkennen, wer oder was da ihre Kehle so brutal umklammerte.

Eine Klaue…

Eine Klaue aus Knochen.

Die tödliche, mörderische Hand eines Skeletts, die höher wanderte und sich auf ihren Mund preßte…

***

Wir hatten eine Treppe hochgehen müssen, um die erste Etage zu erreichen. Darüber befand sich ein großer Speicher.

Ebenso groß wie die Wohnung der Frau, die aus mehreren Zimmern bestand. Die Türen zweigten von einem ziemlich langen Flur ab, und ich sah das etwas unglückliche Gesicht der Donata McBain.

»Seit mich mein Mann und meine Tochter verlassen haben, ist alles anders geworden, John. Ich fühle mich allein, komme damit nicht zurecht, aber ich habe akzeptiert, daß ich allein leben muß. Nur kommt mir die Wohnung einfach zu groß vor, wenn Sie verstehen.«

»Ja, das kann ich begreifen.«

»Ich möchte und kann sie auch nicht aufgeben, denn ich habe ja mein Geschäft hier. Es garantiert mir keine Reichtümer, aber ich kann davon leben und hin und wieder eine Aushilfe beschäftigen.«

»Wie Ann Cordy.«
»Richtig.«
»Können wir über sie reden?«
»Warum nicht? Aber kommen Sie doch ins Wohnzimmer, da ist es gemütlicher.«
Wir betraten einen mittelgroßen Raum mit je zwei Fenstern an der Vorder- und an der Rückseite.
Durch einen bogenförmigen Durchgang konnte die Küche erreicht werden, die eine rustikale Einrichtung zeigte. »Eine Tasse Kaffee, John?«
»Gern.«
»Bitte, setzen Sie sich doch. Ich muß leider in die Küche.«
»Lassen Sie sich Zeit.«
Ich nahm in einem braunen Ledersessel Platz. Mein Blick fiel auf eine rustikale Stollenwand, in der auch ein Fernseher stand. In den anderen Fächern verteilten sich einige Bücher, Vasen und Schalen.
»Was wollen Sie denn über Ann Cordy wissen?« rief mir die Frau aus der Küche zu.
»Wie sie so ist.«
»Eine junge Frau, die verzweifelt versucht, einen anderen Arbeitsplatz zu bekommen, aber es ist schwer, als Näherin einen Job zu finden. Die Textilindustrie hat der Konkurrenz aus Fernost Tribut zollen müssen.«
»Leider.«
»Ja.«
»Sie hat nie mit Ihnen über Geister oder übersinnliche Phänomene gesprochen?«
»Nein, John. Wir haben uns zwar oft unterhalten, auch über private Dinge, aber das war tabu. Für mich ebenfalls, bis ich auf dem Friedhof attackiert wurde.« Sie wurde wieder sichtbar und blieb im offenen Durchgang stehen. »Ich habe mich bisher nie damit beschäftigt, dieses Gebiet war mir immer suspekt, wie Sie sich bestimmt vorstellen können, und auch jetzt weiß ich keine Erklärung. Ich weiß nur, daß es etwas gibt, mit dem Ann und ich zu tun haben.«
»Das scheint mir auch so zu sein. Haben Sie denn über einen eventuellen Grund nachgedacht?«
»Ich habe es versucht.« Sie hob die Schultern. »Sie werden jedoch verstehen, daß ich zu stark unter diesem anderen Einfluß stehe, als daß ich zu einem Ergebnis gekommen wäre. Ich weiß eigentlich überhaupt nichts, John.«
»Und doch muß es einen Grund, muß es ein Motiv geben. Auch im Bereich des Übersinnlichen existiert dies. Das müssen Sie mir glauben, Donata, ich habe da meine Erfahrungen sammeln können.«
Mrs. McBain dachte nach, nickte auch und hob dann ihre Schultern.

»Ich sehe keinen. Sie denn?«
»Möglich.«
»Da bin ich gespannt.«
»Sie haben mir davon berichtet, daß Ihr Mann und Ihre Tochter gestorben sind. Ihretwegen waren Sie ja auch auf dem Friedhof.«
»Das ist richtig.«
»Darf ich fragen, wann das war?«
Donata senkte den Kopf. Sie schluckte. Es fiel ihr schwer, darüber zu reden. Sie saugte die Luft tief ein, dann sprach sie mit leiser Stimme und bewegte dabei auch ihre Finger, als könnte sie so einen besseren Halt finden. »Es ist knapp drei Jahre her«, berichtete sie, »und beide sind zusammen gestorben.«
»Bitte?«
»Sie verunglückten.«
»Mit dem Auto?«
»Nein, sie brachen auf dem See ein. Beide waren zum Eislaufen gefahren. Vater und Tochter hingen sehr aneinander, Melanie und Jasper hatten ein sehr gutes Verhältnis. Meine Tochter vergötterte ihren Vater - und er sie. Melanie war zweiundzwanzig Jahre, als sie starb. Das Eis war zu dünn. Sie brachen ein, keiner konnte sich oder den anderen retten. Als man sie fand, da trieben sie bereits unter dem Eis. Sie können sich vorstellen, wie schrecklich es für mich gewesen war. Alle hier in Ripon waren entsetzt, und ich frage mich heute noch, weshalb die beiden überhaupt auf den See gegangen sind, um dort Schlittschuh zu laufen. Sie hätten wissen müssen, daß das Eis zu dünn war.«
»Es gab also Warnungen.«
Donata strich über ihre Augen. »Natürlich gab es die. Und nicht zu knapp. Zwar waren keine Schilder aufgestellt, aber jeder im Ort wußte Bescheid. Auch mein Mann und meine Tochter hätten es wissen müssen, aber sie sind trotzdem gegangen. Und das ist es, worüber ich nicht hinwegkomme. Manchmal stehe ich vor den Gräbern und halte stumme Zwiesprache mit ihnen, aber eine Antwort kriege ich nicht, wie Sie sich denken können.«
Ich nickte gedankenverloren. »Sie haben also Bescheid gewußt«, murmelte ich.
»Das kann ich beschwören.«
Ich sprach leise weiter. »Und beide sind trotzdem aufs Eis gegangen.«
»Richtig. Auf was wollen Sie hinaus, John?«
»Tja, mir gehen so einige Gedanken durch den Kopf. Vater und Tochter waren Freunde, gute Freunde. Sie vertrauten sich gegenseitig, sie vertrauten sich auch alles an, denke ich.«
»Da haben Sie recht.«
»Und was war mit Ihnen, Donata?«

»Was soll da schon gewesen sein«, murmelte sie. Es war ihr peinlich, darüber zu reden. »Ich kam mir vor wie das dritte Rad am Wagen. Mein Mann liebte seine Tochter abgöttisch, das war schon nicht mehr normal, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Ich verstand und fragte: »Haben Sie nie Anzeige erstattet?«

»Nein, John.«

»Was hat Sie zurückgehalten?«

»Ihr Verhältnis war sehr intensiv und - ja, ich spreche es deutlich aus, auch intim, aber zu diesem Schritt konnte ich mich nicht durchringen.«

»Gut, lassen wir das dahingestellt sein. Dann sind beide an diesem Wintertag zum See gegangen und kehrten nie wieder zurück.«

»So kann man es sagen.«

»Haben Sie sich verändert gezeigt?«

»Wie meinen Sie das?«

Ich hob die Schultern. »Nun ja, waren sie in den Tagen zuvor noch mehr beisammen? Hatten Sie Geheimnisse vor Ihnen?«

»Bestimmt, nur habe ich es nicht bemerkt. Sie hockten ständig zusammen. Keiner konnte ohne den anderen sein. Es hat mir nicht gefallen, glauben Sie mir. Aber was sollte ich tun? Ich stand zwischen den beiden.«

»Haben Sie irgendwelche Beweise sammeln können, Donata? Beweise für ein bestimmtes Verhältnis?«

»Nein.«

»Auch nicht im Zimmer Ihrer Tochter?«

»Ich habe es nach ihrem Tod nicht mehr betreten.« Sie korrigierte sich selbst. »Das ist falsch. Ich habe es schon betreten, aber ich habe nicht in ihren Sachen nachgeschaut. Ich habe keinen Schreibtisch untersucht, keinen Schrank durchwühlt, wenn Sie das meinen. Ich habe also auch nicht nach Beweisen geforscht.«

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn ich mir das Zimmer Ihrer Tochter einmal genauer ansehe?«

Donata erschrak. »Jetzt?«

»Eine Tasse Kaffee werde ich schon noch trinken können. Danach aber möchte ich einen Blick hineinwerfen. Sie wissen, daß ich Polizeibeamter bin. Ich bin es demnach gewohnt, nach Spuren zu suchen. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man aus kleinen Dingen, die oft unwichtig erscheinen, ein Puzzle zusammensetzen kann. Und deshalb möchte ich mich im Zimmer ihrer toten Tochter einmal umsehen.«

Das Mißtrauen blieb auf ihrem Gesicht. Sie machte sich bestimmt Gedanken, behielt sie aber für sich. Statt dessen kam sie auf den Kaffee zu sprechen, der durchgelaufen war.

»Soll ich zu Ihnen in die Küche kommen?«

»Nicht nötig, John.« Donata verschwand für wenige Augenblicke und kehrte mit der Kanne, zwei Tassen, Untertassen sowie Milch und Zucker zurück. Es stand alles auf einem Tablett, das sie auf dem Tisch abstellte.

Donata schenkte ein und ließ sich auf der Couch nieder. Wir tranken die ersten Schlucke, und als die Frau die Tasse wieder hinstellte, blickte sie mich ernst an. »Ich habe mir Ihre Fragen durch den Kopf gehen lassen«, sagte sie, »und muß zugeben, daß manche von ihnen auf mich ungewöhnlich gewirkt haben. Deshalb möchte ich Sie direkt ansprechen, wenn Sie nichts dagegen haben, John.«

Sie mußte sich sehr zusammenreißen, das sah ich ihr schon an.

»Bitte, tun Sie es!«

»Glauben Sie, daß mein Mann und meine Tochter auf das dünne Eis gegangen sind, um gemeinsam Selbstmord zu begehen?«

In den folgenden Sekunden blieb ich ruhig sitzen. Donata sah es meinem Blick an, daß sich die Gedanken in diese Richtung bewegten. »Ja, damit rechne ich.«

Zuerst atmete sie überlaut ein und ließ sich dann zurücksinken. Ihr Lachen klang verzweifelt. »Ich selbst habe mir ebenfalls diese Frage gestellt, und andere in Ripon haben es auch getan. Jeder wußte doch Bescheid, daß es Wahnsinn war, bei dieser dünnen Eisschicht auf den See zu gehen. Jeder muß es gewußt haben, auch mein Mann und meine Tochter. Aber sie taten es, und sie taten es, weil sie nicht mehr leben wollten - basta!«

Harte Worte aus ihrem Mund, die mich doch ein wenig überraschten. Für eine Weile herrschte eine gespannte Stille. Ich sortierte meine Gedanken, trank auch Kaffee und bemerkte, daß Donata eine Antwort von mir haben wollte, anders konnte ich ihren Blick nicht deuten. »Wissen Sie, Donata, um Selbstmord zu begehen, braucht es seine Zeit. Es ist ja nicht so, daß man sagt, so, ich gehe jetzt und bringe mich um. Da ist eine Krise, aus der es keinen Ausweg zu geben scheint. Ihr Mann und Ihre Tochter müssen eigentlich darüber gesprochen haben, vielleicht auch nur indirekt. Haben Sie nichts bemerkt? Fiel Ihnen auf, daß sich beide veränderten, daß Sie unter der Situation litten und nicht mehr weiter wußten?«

»Nein«, flüsterte sie. »Überhaupt nicht. Aber wie hätten Sie sich verändert haben sollen?«

»Sind Sie vielleicht noch stiller geworden, in sich gekehrter, abwesender?«

»Wenn ja, dann ist es mir nicht aufgefallen.«

»Es hätte also sein können?«

»Durchaus.«

»Hm.« Ich überlegte und schaute dabei gegen meine Hände, die Stirn etwas in Falten gelegt. »Hätte es denn Ihrer Ansicht nach einen Grund

geben können für diese Tat? Haben sich beide mit einem Leben nach dem Tod beschäftigt? Spürten Sie bei ihnen eine gewisse Todessehnsucht? Den Drang nach Morbidem, Verlust der Realität? Daß sie sich im Jenseits einfach wohler gefühlt hätten?«

Donatas Gesicht sah schon ängstlich aus. »Das kann möglich gewesen sein, aber ich könnte es Ihnen nicht bestätigen. Es ist alles anders, es ist normal gewesen.«

»Was war normal?«

»Vater und Tochter haben mich an ihrem Leben nicht teilhaben lassen.«

»War Ihr Mann berufstätig?«

»Wir hatten gemeinsam das Geschäft, aber ich führte es mehr als er. Jasper ist nicht der Typ gewesen. Er war stiller, er war introvertiert, er war der Denker.«

»Und Melanie?«

»War wie ihr Vater.«

»Hatte Sie ebenfalls einen Beruf?«

»Sie studierte.« Bevor ich mich wundern konnte, sprach sie schnell weiter. »Sie studierte hier zu Hause. Es war ein Fernstudium. Sie wollte nicht weg von hier, und mein Mann hat ihr, wenn er sich nicht im Geschäft aufhielt, zur Seite gestanden und ihr geholfen. Das muß ich schon zugeben.«

»Interessant«, murmelte ich. »Sie werden mir sicherlich sagen können, was Ihre Tochter studierte.«

Donata überlegte einen Moment. »Kunstgeschichte war das eine Fach, und das zweite war Parapsychologie, glaube ich.«

»Welche Uni war das?«

»Keine bekannte. Ich weiß den Namen nicht.«

»Überlegen Sie, bitte!«

»Ist das denn wichtig?«

»Es könnte wichtig sein.«

»Tja, da muß ich wirklich nachdenken, wenn Sie mich so fragen. Also einfach ist es nicht.«

»In ihrem Zimmer finden wir sicherlich die nötigen Beweise.«

»Das denke ich auch. Jetzt habe ich es. Es war die Universität Brotherhood of Mystica.«

Ich wurde hellhörig. »Die mystische Bruderschaft?«

»Ja, so oder ähnlich.«

»Und da sind Sie nicht mißtrauisch geworden?«

»Nein«, quälte sie sich das Wort ab. »Warum auch? Es war so etwas wie eine Fernuniversität. Ich habe mich sehr für das Geschäft interessiert und war auch froh, daß sich Melanie wenigstens für etwas interessierte. Ich hatte schon befürchtet, daß sie zu nichts Lust hatte. Sie hat die Schule mehr schlecht als recht hinter sich gebracht und

sich danach auch keinen Beruf gesucht. Sie traf nicht mal Anstalten. Als ich sie zur Rede stellte, erhielt sie von ihrem Vater Unterstützung, so stand ich auf verlorenem Posten.«

»Wann begann das Studium?«

»Etwa ein halbes Jahr später.«

»Wie hat sie den Kontakt zu dieser ungewöhnlichen Bruderschaft bekommen?« wollte ich wissen.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, John. Vielleicht durch eine Bekannte oder durch eine Anzeige in irgendeiner Zeitschrift oder einem Fachblatt. Da gibt es viele Möglichkeiten.«

»Da haben Sie recht.«

»Jedenfalls bin ich Ihnen keine große Hilfe gewesen, denke ich. Eine Mutter, die so wenig über das Leben ihrer verstorbenen Tochter weiß, ist selten.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Nur verhält sich auch nicht jede Tochter ihrer Mutter gegenüber so, wie es Melanie getan hat.«

»Ich kann nicht widersprechen.«

Ich blickte in meine leere Tasse. »Wir haben von Melanies Zimmer gesprochen, Donata. Darf ich es mir jetzt mal anschauen?«

»Natürlich.« Sie erhob sich. »Ich muß zugeben, daß mich unser Gespräch neugierig aber auch ängstlich gemacht hat. Könnte es denn sein, daß sich plötzlich eine Menge Abgründe auftun, wenn ich das Seelenleben meiner Tochter im nachhinein durchforste?«

»Und auch das Ihres Mannes nicht zu vergessen? Ich halte es sogar für möglich, daß er Melanie den Studientip gegeben hat. Wenn ich über alles nachdenke, muß ich zugeben, daß Melanie und Ihr Mann Jasper ein Eigenleben Ihnen gegenüber geführt haben.«

»Besser kann man es nicht ausdrücken.«

»Eben.« Ich ließ Mrs. McBain vorgehen und blieb ihr dicht auf den Fersen, als wir den Flur betraten. Sie ging ihn durch bis zum Ende. Melanies Zimmer lag auf der rechten Seite.

»Es ist abgeschlossen«, sagte sie und griff nach einem Schlüssel. Er hing an einem Nagel in Kopfhöhe an der Wand. Sie steckte ihn in das Schloß, drehte ihn herum, öffnete die Tür aber nicht, sondern trat eine Schritt zurück. »Sie dürfen mich nicht für feige halten, John, aber ich möchte, daß Sie dir Tür öffnen.«

»Ich verstehe, Donata. Niemand hält sie in Anbetracht der Umstände für feige.«

»Noch eines«, sagte sie leise. »Ich muß Sie das einfach fragen, weil es mir auf der Seele brennt.«

»Bitte.«

»Könnte es Ihrer Meinung nach sein, daß meine Tochter versucht hat, obwohl es so gut wie unmöglich ist, mich aus dem Jenseits heraus umzubringen?«

Sie erwartete eine Antwort. Ich wollte sie ihr diplomatisch geben und sie nicht schocken. »Unmöglich ist nichts, Donata. Da schließ ich auch Ihren Mann mit ein.«

»So?«

»In dieser Welt spielen sich oft Dinge ab, die man hinnehmen muß. Fängt man an, darüber nachzudenken, kann man unter Umständen durchdrehen.«

»Großer Gott, das wäre ja schrecklich.«

»Es muß aber nicht so sein«, schwächte ich ab und legte meine Hand auf die Klinke.

Nein, ich öffnete nicht, denn in diesem Augenblick hörte ich aus dem Zimmer durch die geschlossene Tür das leise Poltern…

***

Sofort schrillten in mir die Alarmglocken. Es war jemand im Zimmer, und es konnte durchaus jemand sein, daß der sich nicht als sichtbare Person zeigte. Es war also Vorsicht geboten.

Auch Donata hatte das Poltern gehört und war einen Schritt zurückgegangen. Sie sah blaß aus. Beinahe konnte ich ihr die Gedanken sogar vom Gesicht ablesen. Da stand die Furcht vor dem Unheimlichen wie festgeschrieben, und sicherlich dachte sie an die beiden Attacken auf und außerhalb des Friedhofes.

»Was war das, John?«

»Wir werden es gleich wissen. Aber tun Sie mir den Gefallen, bleiben Sie zurück.«

»Sie glauben gar nicht, wie gern ich Ihren Ratschlag befolge. Ich will nicht hinein.«

Aber ich wollte es. Meine Hand lag noch immer auf der Klinke, und ich drückte sie sehr langsam nach unten, weil ich die Tür zuerst sacht und dann mit einem heftigen Ruck aufstoßen wollte. Ich hörte Donata flüstern, sie betete leise.

Dann stieß ich die Tür auf.

Der kleine Spalt zuvor hatte nicht viel gebracht. Als ich die Tür aufgewuchtet hatte und in das Zimmer hineinschaute, da war es menschenleer.

Ich sah ein Bett, einen Schrank, einen Schreibtisch, ein Regal mit Büchern und…

Eine Lücke in der Bücherwand fiel mir auf. Die Bücher lagen am Boden, als wären sie herausgeschleudert worden, und ich dachte daran, daß wir ein Poltern gehört hatten.

Es war niemand da. Nur als ich das Zimmer betrat, da wußte ich, daß ich nicht allein war…

***

Ann Cordy taumelte zurück. Der Druck gegen ihren Mund und auch

noch gegen die Kehle, so groß war die Klaue immerhin, trieb sie zurück auf ihr Bett.

Sie stieß mit den Kniekehlen dagegen, bekam das Übergewicht, kippte nach hinten und blieb auf dem Rücken liegen, wobei sie die Augen verdrehte und gegen die bleiche Knochenklaue schaute, die ihren Mund umschlossen hielt.

Durch den Mund kriegte sie keine Luft mehr, aber es gelang ihr, durch die Nase zu atmen. Ann hörte sich schnaufen, sie spürte unter sich die weiche Decke, und der Druck der Hand verstärkte sich in den folgenden Sekunden noch, als sollte sie in das Bett hineingepreßt werden.

Ihre Angst erreichte die Grenze zum Wahnsinn. Es stand für Ann fest, daß die Klaue sie freiwillig nicht loslassen würde, da mußte sie sich schon selbst helfen. Kraftvoll wuchteten ihre Arme hoch.

Ihre Hände umklammerten dabei die Knochen des Arms, diese dünnen, kalten Speichen. Sie drückte dagegen, wollte sie zerbrechen, doch sie kamen ihr vor wie Eisen.

Hart, zu hart waren sie.

Ann kämpfte trotzdem. Aus ihrem geschlossenen Mund drangen dumpfe, kaum zu beschreibende Geräusche, die sich mit dem scharfen Atem vermischten, der aus ihrer Nase floß.

Die Augen hielt sie weit geöffnet. Sie glichen blauen Kugeln, in denen jedoch das Feuer der Furcht loderte. Sie mußte damit rechnen, noch mehr von ihrem Angreifer zu sehen, doch sie entdeckte nur die Hand und einen Teil des Knochenarms, der ungefähr dort aufhörte, wo der Ellbogen begann.

Damit kam Ann nicht zurecht. Obwohl sie andere Sorgen haben mußte, dachte sie darüber nach, wie so etwas möglich war, und sie warf sich auf ihrem Bett hin und her, die Hände um den Knochenarm, ohne jedoch die Klaue von ihrem Mund und von der Kehle reißen zu können. Die Klaue war wie eine Klammer. Und Ann hörte plötzlich eine Stimme aus dem Unsichtbaren. Diesmal war es kein Kichern. Scharf geflüsterte und gezischte Worte, die sie sehr genau verstand, die aber trotzdem irgendwie an ihr vorbeiwehten.

»Du nimmst ihren Platz nicht ein, du nicht…«

Ann begriff nichts.

»Niemand wird ihren Platz einnehmen, niemand. Sie gehört mir, sie gehört allein mir, und wir gehören uns, verstanden?«

Für Ann sackten die Worte weg. Sie konnte sie nicht mehr richtig verstehen, denn der Luftmangel machte sich zu stark bemerkbar. Vor ihren Augen nahm die Dämmerung zu, sie verdichtete sich, und die ersten roten Kreise drehten sich vor ihren Augen.

Ann sah schrecklich aus mit ihrem weit geöffneten Mund. Keine Luft drang mehr in ihre Lunge, und ihr Widerstand war längst erlahmt. Die

Hände waren vom Knochenarm abgerutscht, sie lagen flach neben dem Körper, wobei die Finger ebenso zuckten wie die Füße.

Ann Cordy hatte sich aufgegeben…

***

Richard Cordy wunderte sich, als er den Schlüssel in das Schloß der Haustür steckte. Eigentlich hätte die Tür abgeschlossen sein müssen, aber sie war es nicht.

An einen Einbrecher dachte er natürlich nicht. Er vermutete, daß seine Tochter Ann früher aus dem Geschäft zurückgekehrt war.

Auch er war früher nach Hause gekommen. Seine Frau und seine andere Tochter waren noch bei der Freundin geblieben und wollten später nachkommen. Richard hatte noch zu tun. Er wollte endlich die Holzleuchte anmalen, die er schon gebastelt und auch seiner Tochter versprochen hatte. Aus diesem Grunde hatte er sich in einem kleinen Anbau eine Werkstatt eingerichtet, in der er den größten Teil seiner Freizeit verbrachte.

Er betrat das Haus, und ihm fiel sofort die Stille auf. Leise schloß er die Tür und blieb einen halben Schritt dahinter stehen. Das Eis taute schnell unter seinen Sohlen weg und bildete um die Füße herum erste Lachen.

Richard Cordy runzelte die Stirn. Ihn umfing eine merkwürdige, eigenartige und unnatürliche Stille.

Sie war vergleichbar mit einem Netz, das um seinen Körper geschlungen war.

Nichts war wie sonst.

Oder?

Cordy ging zwei, drei zögernde Schritte auf die Treppe zu. Er schaute hoch, hielt den Kopf dabei verdreht, weil er schräg am Geländer vorbeisehen wollte.

Er hörte nichts. Seine Tochter meldete sich nicht. Trotzdem wußte er, daß sie im Haus war. Und wenn sie sich in ihrem Zimmer aufhielt, hörte sie Musik oder sie saß vor der Glotze, aber auch dieser Apparat lief ja nicht stumm!

Richard rief ihren Namen. Seine Stimme hallte in die Höhe. Eine Antwort erhielt er nicht.

War Ann eingeschlafen?

Unmöglich war es nicht. Hin und wieder war sie ziemlich kaputt aus dem Geschäft gekommen, besonders dann, wenn frische Ware in die Regale geräumt werden mußte.

Das passierte zumeist am Freitag, und es war erst Dienstag. Das Gefühl blieb. Es hatte sich sogar verändert und war zu einer gewissen Furcht geworden.

»Ann!« Er hatte zuvor tief Luft geholt und den Namen seiner Tochter

doppelt so laut gerufen. Dieser Schrei hätte selbst Bewußtlose wecken können, aber es gab keine Reaktion. Richard Cordy stand wie verloren auf dem Fleck und schluckte seinen Ärger hinunter.

Es hatte keinen Sinn, wenn er hier unten stehenblieb, sich dabei noch aufregte. Er mußte einfach hochgehen und selbst im Zimmer seiner Tochter nachschauen.

Und er war nicht leise, als er die Stufen hochging. Sie sollte hören, daß er kam. Eigentlich hätte er wütend über sie sein müssen, doch er war es nicht. Die Angst lastete viel stärker auf ihm, und in der ersten Etage hatte er vor, noch einmal zu rufen.

Nein, er tat es nicht.

Über seinem Kopf stand die Tür zu Anns Zimmer offen. Die schmale Stiege endete vor dem Podest, das der Tür vorgelagert war. Der Mann stieg mit wuchtigen Schritten hoch. Er nahm später zwei Stufen auf einmal, und ein erster Blick glitt in ihr Zimmer.

Er reichte aus.

Plötzlich verzerrte sich sein Gesicht. Die Haut sah aus, als wäre sie zu Gummi geworden. Ann lag wie tot auf seinem Bett und wurde von einer Knochenhand gewürgt.

»Annnnn…!!!!«

Nie zuvor hatte er den Namen seiner Tochter dermaßen laut gebrüllt. Dann stürmte er auf das Bett zu…

***

Ja, ich war nicht allein. Jemand hielt sich in meiner Nähe auf. Ich sah dieses Wesen nicht, ich spürte es nur. Es war kein kalter Hauch, der mich berührte, ich hörte weder ein Zischen noch ein Flüstern, ich wußte nur, daß ich nicht allein im Zimmer der toten Melanie McBain stand. Mich umgab etwas, keine Person, sondern ein Etwas, ein Neutrum, für das es kaum eine konkrete Bezeichnung gab.

Aber wo steckte es?

Eine Bewegung an der Tür lenkte mich ab. Donata McBain schaute hinein. Sie wollte auch etwas sagen, doch sie schloß den Mund wieder, als sie meine heftige Abwehrbewegung sah. »Zurück!« zischelte ich.

Sie ging nicht. »Was ist denn los?«

»Es ist nichts zu sehen!« flüsterte ich, »aber hier ist trotzdem etwas!«

»Wie? Hier im Raum?«

»Ja. Bitte, ziehen Sie sich zurück. Es kann für Ihre Gesundheit besser sein.«

Donata McBain hatte an meinem Tonfall gemerkt, daß ich nicht spaßte. Auf leisen Sohlen verschwand sie wieder im Flur. Ich näherte mich der Tür und drückte sie zu.

Jetzt war ich allein. Oder auch nicht. Es kam darauf an, wie man es

sah.

Abermals schaute ich mich um, ohne die Person allerdings zu entdecken. Es war falsch, von einer Person zu sprechen. Ich mußte mich von dem Gedanken befreien und dachte daran, daß es ein Wesen war.

Ein ES!

Zu sehen war nichts, auch nicht zu fühlen. Kein Zischeln, kein Flüstern, kein Kichern.

Oder doch?

Ja, das Kichern war plötzlich zu hören. Es hörte sich leise und trotzdem schrill an. Es war über meinem Kopf entstanden, als befände sich die Person unter der Decke.

Ich schielte hoch.

Zusehen war nichts.

Einen Moment später wanderte das Kichern. Es blieb zwar an der Decke, aber es bewegte sich auf die Wand zu, wo das Bücherregal stand und einige hinausgeworfen worden waren, als hätte das ES ein bestimmtes Buch gesucht.

Was ihm recht war, das war mir billig.

Ich ging auf das Regal zu. Erst in der Nähe bemerkte ich dessen Tiefe. Es war immerhin so tief, daß zwei Bücher hintereinander paßten und ich die in der zweiten Reihe nicht alle sah.

Dunkle Bücher, zumindest vom Einband her. Die Schrift auf den Buchrücken war verblaßt, so daß ich die einzelnen Buchstaben kaum erkennen konnte.

Ich hob den rechten Arm an, um eines der Werke aus dem Verbund hervorzuholen.

Das Kichern!

Bösartig und in meiner Nähe. Sogar dicht an meinem Ohr war es aufgeklungen, als hätten sich dort unsichtbare Lippen bewegt.

Es war kein Spaß mehr. Ich fuhr auf der Stelle herum und riß meinen linken Arm noch. Natürlich schlug ich ins Leere, hatte jedoch den Eindruck, mit der Hand durch einen kalten Nebelhauch zu fahren.

Es brachte nichts, wenn ich auf diese Art und Weise versuchte, mich dem Geist zu stellen oder ihn durch derartige Bewegungen zu locken. Dabei konnte ich mich nur selbst lächerlich machen. Er mußte gebannt werden. Ich wollte ihn sichtbar machen, alles andere war uninteressant, ebenso wie die Bücher, die ich für die nächsten Minuten zunächst einmal vergessen wollte.

Die Tür war abgeschlossen. Zum Glück hatte sich Donata zurückgezogen. Ich war allein mit meinem unsichtbaren Gegner, trat vom Regal weg in die Mitte des Zimmers, wo auch mehr Platz vorhanden war und ich auf einen zweiten Angriff lauerte.

Kein Kichern, kein Flüstern oder Zischeln. Es blieb ruhig zwischen

uns beiden.

Ich hatte meinen Arm unter Kontrolle bekommen. Das Fenster befand sich rechts von mir. Ich blickte für einen Moment durch die Scheibe, hinter der sich eine Landschaft aus verschiedenen dunklen Tönen abzeichnete, wie ein Gemälde, das jemand mit einem großen Pinsel an den Himmel gezeichnet hatte.

Wolken, die Schatten des Abends und dazwischen letzte, helle Stellen, die immer mehr zuwuchsen.

Die Stille im Zimmer kam mir auch nicht normal vor. Sie war abwartend, jeder lauerte auf einen Fehler des anderen. Wobei ich an Donata McBain und den Überfall an sie dachte. Sie war auf dem Friedhof und später nach dem Verlassen des Areals attackiert worden. Aus dem Unsichtbaren hervor war man ihr an die Kehle gegangen. Eigentlich rechnete ich damit, daß mir das gleiche widerfahren würde, aber das Wesen ließ mich in Ruhe.

Für mich hatte es einen Namen bekommen. Ich würde es Melanie nennen, denn keine andere als sie verbarg sich im Unsichtbaren. Sie und ihr Vater waren einen Weg gegangen, von dem ich nur einen Teil kannte. Um beide mußte sich ein gefährliches Geheimnis ranken.

Warum packte sie mich nicht?

Kalte Finger aus dem Unsichtbaren, die meinen Hals zusammenpreßten. Ich kannte den Grund, und er ließ mich lächeln. Nicht jeder Mensch besaß es, ein Schmuckstück, wie mein Kreuz es war. Und die Kette hing nicht allein als Zierde um meinen Hals, sie und das Kreuz bildeten zusammen einen Schutz gegen die Mächte der Finsternis, gegen Dämonen und sicherlich auch gegen Geister.

Ich wollte es nicht mehr verdeckt lassen, zupfte an der Kette und ließ es aus meinem Hemdausschnitt rutschen. Dann hing es offen vor meiner Brust. Die leichte Erwärmung hatte ich gespürt, und nun war ich sicher, nicht angegriffen zu werden.

Aber ich wollte angreifen. Ich mußte ihn locken, ging einige Schritte auf die Tür zu, drehte mich dann schnell weg, bewegte mich nach rechts, nach hinten, auch nach links und lief einen Zickzackkurs durch das Zimmer.

Ich erwischte den Geist nicht. Selbst das Kreuz funkelte nicht. Kein Flüstern mehr, überhaupt nichts. Das Wesen hatte es verstanden, sich zurückzuhalten.

Ich durchquerte und durchsuchte das Zimmer. Ließ nichts aus. Das Kreuz war für mich so etwas wie eine magische Wünschelrute, um mir eine unmittelbare Nähe anzuzeigen, aber es gab keine Erwärmung, kein Flimmern. Der Geist mußte den Raum verlassen haben.

Also einen Rückzug.

Es war besser, als in die Falle zu laufen, denn die Kraft des Kreuzes hätte ihn sicherlich zerstört.

Zuletzt strich ich an dem Regal mit den Büchern entlang. Diese Stelle kam mir irgendwie geheimnisvoll vor, doch auch sie blieb leer.

Der dumpfe Schlag gegen die Tür überraschte mich. Nicht von innen, sondern von außen. Es vergingen keine drei Sekunden, da hatte ich die Tür aufgerissen und war in den Gang gesprungen.

Der Schlag war von einem Körper erfolgt. Man hatte Donata McBain gegen die Tür geschleudert, man hatte sie zurückgedrückt, und man war jetzt dabei, sie in die Knie zu zwingen.

Und dieses »man« hatte auch einen Namen.

Es waren zwei Skelettklauen, die sich um den Hals der Frau geklammert hatte. Wenn alles stimmte, war die eigene Tochter dabei, die Mutter zu ermorden…

***

Wie ein Berserker war Richard Cordy auf den knöchernen Würgearm zugestürmt. Er hatte dabei immer geschrieen, um die eigene Panik und Angst zu unterdrücken. Mit einem letzten Schwung warf er sich auf das Bett, prallte auf seine Tochter, die unter ihm wippte, doch sein ganzes Sinnen und Trachten galt einzig und allein dem skelettierten Arm nebst Klaue. Er umfaßte ihn und hatte dabei den Eindruck, gegen hartes Wachs zu fassen oder gegen einen kalten Totenarm.

Er wagte nicht, einen Blick auf das Gesicht seiner Tochter zu werfen, aus Angst, daß eine schreckliche Gewißheit sein Gewissen belasten könnte, er wollte nur die verfluchte Knochenklaue vom Hals seiner Tochter wegbekommen und tat alles dafür.

Mit beiden Händen zerrte er daran. Er sah, wie die Haut riß, wie Blut aus den Wunden sprudelte, er dachte auch nicht darüber nach, daß er eben nur die Klaue und einen Teil des Arms sah, und er rief immer wieder ihren Namen mit krächzender Stimme.

Die Klaue löste sich nach einer schier endlos dauernden Zeit. Sie rutschte weg, und die Knochenfinger waren durch das Blut glatt geworden. Es hingen auch noch einige Fetzen an ihnen, was Richard Cordy aus dem Augenwinkel wahrnahm. Er wollte den Arm sofort zur Seite wuchten.

Noch immer dachte er nicht darüber nach, weshalb er nur sie und keinen Körper gesehen hatte. Er kümmerte sich um seine Tochter, schlug gegen ihr Gesicht, weinte und schluchzte dabei ihren Namen.

Dann drehte er sich um. Er wollte vom Bett weg und den Gegner suchen. Er war verschwunden.

Nichts zeigte sich im Zimmer. Auch nicht in der noch offenen Tür.

Cordy schüttelte den Kopf. Er lachte, es klang ihm fremd. Er wischte über seine Augen. Fragte sich, ob er alles nur geträumt hatte. Ein Blick auf seine Tochter belehrte ihn eines Besseren.

Kein Irrtum!

Jemand war hier gewesen und hatte sie gewürgt. Etwas Unheimliches, ein knöchernes Monstrum, nur zu Hälfte sichtbar, war aus irgendeiner Welt gekommen, um zu morden.

Seine Überlegungen hatten nur wenige Sekunden gedauert. Aber er mußte mit diesem Phänomen erst noch zurechtkommen, dann konnte er sich um Ann kümmern.

Diesmal kniete sich der besorgte Vater neben das Bett. Vor ihm lag Ann, seine Tochter, aber sie wirkte wie eine Fremde. Ihr Gesicht war wahnsinnig blaß, als hätte jemand die Haut bewußt eingefärbt. Die Augen bewegten sich ebensowenig wie die bleichen Lippen. Der Mund stand etwas offen, die Augen weiter, sie sahen aus wie die einer Toten.

Tot!

Zum erstenmal schoß dieser Begriff durch den Kopf des Vaters. Seine Tochter war tot. Ermordet von dieser Knochenklaue. Sie lag vor ihm mit blutendem Hals, und die Wunden waren von spitzen Knochenfingern gerissen worden.

War sie wirklich tot?

Er hätte schreien können, aber er riß sich zusammen und beugte sich zu seiner Tochter hinab.

Ihr Gesicht sah so anders aus. Beinahe schon durchscheinend. Er legte sein rechtes Ohr über ihre Lippen und horchte nach Anns Atem. Er fühlte nach dem Pulsschlag, nach der Halsschlagader, doch er war nicht ruhig genug. Eine zu starke Nervosität ließ ihn zu keinem Entschluß kommen.

»Bitte«, flüsterte er. »Bitte, Ann, du darfst nicht sterben! Du darfst nicht tot sein! Nein, du bist doch noch zu jung, viel zu jung…«

Sie gab ihm keine Antwort.

Er hatte ihre Wangen gestreichelt. Der Kopf bewegte sich, er rollte, er kippte nach links, sie blieb auf der Seite liegen.

Richard wußte nicht, was er noch tun sollte. Er war außer sich, aber er mußte sich zur Ruhe zwingen. Noch stand nicht fest, ob Ann tatsächlich erwürgt worden war. Er selbst war nicht in der Lage gewesen, ihre geringen Lebensfunktionen zu überprüfen.

Noch ein Versuch.

Vielleicht ein letzter?

Wieder fühlte er den Puls.

Warten.

Atem anhalten!

Sekunden verstrichen.

Sein Gesicht war zu einer Maske geworden, obgleich in seinem Innern die heiße Angst tobte. Der Blick des Mannes glich dem seiner Tochter. Er konzentrierte sich und betete innerlich, daß er noch rechtzeitig gekommen war.

Schlug der Puls?

Er wußte es nicht.

Noch mehr Konzentration. Zumindest einen Versuch in diese Richtung starten. Er bekam auch den eigenen Atem unter Kontrolle, der ihn einfach zu stark wegen seiner Lautstärke gestört hätte.

Der Jubelschrei drang nicht aus seinem Mund. Richard Cordy jubelte innerlich. Seine Augen wurden feucht. Er atmete jetzt wieder tief durch. Sein Gesicht war zu einem Lachen verzogen. Er zitterte am ganzen Körper vor Freude. Durch seinen Kopf jagten Gedanken, die er allerdings nichts festhalten konnte. Er dachte an vieles und gleichzeitig an nichts, aber er hatte den Kopf gesenkt und gleichzeitig gedreht. Sein Ohr lag dort, wo unter der Brust das Herz seiner Tochter schlug.

Hörte er den Schlag?

»Bitte«, flüsterte er. »Bitte.« Konzentration und Ruhe…

Ja, es schlug, wenn auch schwach.

Er hörte es kaum, aber er spürte die Bewegungen. Ann, seine Tochter, war nicht tot. Sie lebte!

Richard zitterte. Über seinen Rücken flossen Schauer. Er spürte die Angst in sich aufsteigen. Sie wühlte sich hoch bis zu seinem Hirn, bis er feststellte, daß es diesmal keine Angst war, sondern Erleichterung, auch wenn sich beide Gefühle glichen.

Sie lebte. Er konnte sie wieder in seine Arme schließen.

Cordy hatte Mühe, dies zu fassen. Er zitterte, er hockte auch weiterhin neben dem Bett. Er hielt jetzt die Hände seiner Tochter und redete auf Ann ein, wobei er nicht wußte, was er ihr überhaupt alles sagte. Er hatte einfach das Bedürfnis, reden zu müssen, seine Tochter würde ihn zwar nicht verstehen, aber sie würde seine Stimme erkennen.

Bestimmt sogar…

Er sprach weiter. Er streichelte Ann. Seine Hände konnten so zart sein, als sie durch das blasse Gesicht fuhren. Die Haut fühlte sich seiner Meinung nach so schrecklich dünn an: Sie war fast wie Papier, das man in die Länge ziehen konnte.

Schlimm…

Aber sie lebte.

»Bitte, wach auf, schau mich an! Sieh her, wer da an deinem Bett sitzt!«

Er spürte die Wärme in ihrem Gesicht. Die für ihn schon tote Haut fing wieder an zu leben. Sie war nicht mehr so kalt, er hatte sie dem Tod entrissen, und er sah auch, wie allmählich Farbe in das Gesicht seiner Tochter zurückkehrte.

Ein Hauch nur, kaum erkennbar, für ihn war es wie Weihnachten und Ostern zugleich, denn er wußte nun, daß er den zweiten Schritt dieser Reanimation gegangen war.

Geschafft!

Er hatte sie zurückgeholt, auch daran zu erkennen, daß sich endlich ihre Augen bewegten. Sie zuckten, die Lider bewegten sich, und der Glanz war bereits dabei, in die Augen zurückzukehren. Ann würde leben, er würde wieder mit ihr reden, lachen und auch weinen können. Hoffentlich nicht mehr weinen.

»Ann!« Seine Stimme war ein Flüstern. »Hörst du mich, Ann? Erkennst du meine Stimme?«

Sie reagierte kaum. Nur ihre Wimpern bewegten sich.

»Ich bin es, dein Vater.«

Endlich drehte sie den Kopf. Bisher hatte sie auf dem Rücken gelegen, nun schaffte sie es, den Kopf in die Richtung zu bewegen, aus der sie die Stimme vernommen hatte.

Vater und Tochter schauten sich an.

Ann zeigte eine Reaktion. Sie runzelte die Stirn. In ihre Augen trat ein staunender Blick. »Dad?« hauchte sie. »Daddy?« Es klang so, als könnte sie es selbst nicht glauben.

Er wollte reden, aber die Kehle saß zu. Daß seine Tochter ihn erkannt und sogar angesprochen hatte, wollte ihm nicht in den Sinn. Es war für ihn eine Überraschung. Er streichelte ihre Hände. »Es ist wieder gut, Ann. Es ist alles wieder gut. Du bist okay…«

Sie hatte die Worte gehört und schien darüber nachzudenken, was die gerunzelte Stirn auch zeigte.

Dann zuckte der Mund. Sie stöhnte leise auf, als wäre sie sich erst jetzt bewußt geworden, daß es etwas gab, das sie zuvor nicht wahrgenommen hatte. Stockend brachte sie die nächsten Worte hervor. »Die Schmerzen, Daddy. Es sind die Schmerzen in meinem Hals. Er brennt wie Feuer.«

»Du mußt ganz ruhig bleiben. Es sind dort einige Wunden zu sehen, aber nur kleine.«

»Blut?« hauchte sie krächzend.

»Ja.«

»Warum?«

»Da war jemand…«

Anns Gesicht zuckte. Sie schien jeden Augenblick zu weinen anzufangen. Es mußte mit der Erinnerung zusammenhängen, die allmählich zurückkehrte. »Ich will sie fühlen, Dad«, flüsterte sie.

»Wen?«

»Die Wunden an meinem Hals.«

»Bitte.« Er führte die Hände seiner Tochter zum Hals. »Da, du kannst es selbst fühlen, Ann.«

»Ja, das Blut.«

»Aber es ist nicht schlimm.«

Sie fuhr mit ihren Fingerkuppen an der Halshaut entlang. Dabei rang

sie nach Atem, sprach auch, aber ihre Stimme hatte noch längst nicht den Normalklang und die normale Lautstärke bekommen.

Auch weiterhin klang sie leise und schwach. Nur hatte dieses Tasten noch einen Nebeneffekt. Die Erinnerung kehrte wieder zurück. Richard konnte es ihr ansehen, der Ausdruck ihrer Augen machte es ihm klar, und sie bat um einen Schluck Wasser.

»Ich hole ihn dir.«

Richard eilte nach unten. Dem Zimmer seiner Tochter war kein Bad angeschlossen. Auf dem Weg wäre er beinahe gestürzt. Er fing sich mit letzter Kraft auf, füllte ein großes Wasserglas zur Hälfte und ging den Weg vorsichtiger zurück.

Seine Tochter lag noch immer flach auf dem Rücken. Er hob sie an und holte ein Kissen, das er unter ihren Kopf preßte. In dieser halb sitzenden Lage schaffte sie es, das Glas in die Hände zu nehmen und mit der Unterstützung ihres Vaters zu trinken. Das Schlucken schmerzte noch, Richard sah den Ausdruck in ihrem Gesicht, aber es klappte immer besser, und sie trank das Glas sogar leer.

Ihr Vater stellte es zur Seite, dann küßte er seine Tochter auf die feuchten Wangen. »Jetzt wird alles wieder gut, Ann, ich bin zur rechten Zeit gekommen.«

»Ja, das stimmt, Dad.« Sie schaute gegen die Decke.

Richard kannte sein Kind. Wenn sich dieser Blick in ihre Augen hineinschob, dann dachte sie über etwas nach und er hatte sich nicht geirrt. Schon bald hörte er ihre leise Flüsterstimme.

»Dad, ich kann mich erinnern. Ich weiß, wie es zu dem gekommen ist. Ich habe so etwas Furchtbares erlebt und…«

»Nicht jetzt.«

Sie umklammerte mit einem schnellen Griff sein Handgelenk, als hätte sie Furcht davor, daß ihr Vater verschwinden könnte. »Doch, ich will es sagen. Wir sind allein, du mußt es wissen. Es war einfach grauenhaft, denn es hat schon im Geschäft begonnen.«

»Bei Mrs. McBain?«

»Ja.«

»Hat man dich dort auch angegriffen?«

»Nein, nicht mich. So war es nicht, Vater. Aber es ist schon etwas passiert.«

Als Richard sah, daß Ann eine Gänsehaut bekam, wollte er ihr davon abraten, es zu sagen, aber sie ließ sich nicht beirren. Sie erzählte ihm mit heiser klingender und stockender Stimme von ihren unwahrscheinlichen Erlebnissen auf der Arbeitsstelle, und sie berichtete dabei so realistisch, daß es Cordy angst und bange wurde. Danach sprach sie davon, wie sie in diesem Zimmer überfallen worden war, und sie beschrieb genau die Skelettklaue, die auch er gesehen hatte.

Richard nickte. »Ja«, sagte er dann. »Ja, ich habe sie gesehen. Die Klaue und ein Stück Arm. Alles andere war verschwunden, als wäre es verschluckt worden.«

»Dann habe ich nicht geträumt?«

»Nein, das hast du nicht.«

Beinahe befreit atmete sie auf. »Und ich dachte schon, verrückt geworden zu sein. Eine gespaltene Persönlichkeit, die Vorgänge sieht, die es nicht gibt.«

»Es hat ihn gegeben, Ann!«

Sie bekam wieder die großen Augen. Nur waren sie diesmal nicht leer, sondern voller Zweifel.

»Aber wieso, Dad? Wieso ist das überhaupt möglich? Kannst du mir eine Antwort geben?«

»Leider nein.«

»Hast du es vertrieben?«

»Ja.«

»Mein Gott, wie?«

»Es ist verschwunden, als ich mich auf dein Bett warf.« Mehr wollte er nicht sagen, und Ann akzeptierte dies. »Da ist etwas auf uns zugekommen, über das wir nichts sagen können, für das wir auch keine Erklärung haben.«

»Glaubst du an Geister, Dad?«

»Vielleicht…«

»An lebende Tote? An Menschen, die einfach aus den Gräbern zurückkehren? Die keine Ruhe in den feuchten Gräbern haben? Ob als Zombies oder Skelette…«

»Nein!«

»Aber du hast es doch gesehen, Dad!«

»Das stimmt.«

»Und was sagst du dazu?«

Er beugte sich vor und streichelte die Wangen seiner Tochter. »Ich sage dazu gar nichts. Ich weiß nur, daß ich dich nicht allein lassen werde und du dich ausruhen mußt. Nicht hier. Du wirst jetzt nach unten kommen, dort haben wir dich unter Kontrolle.«

Ann war damit nicht einverstanden. Zunächst holte sie tief Luft, was bei ihr auch Schmerzen hinterließ, aber sie bekam diese in den Griff. »Es hat doch keinen Sinn, wenn wir die Augen verschließen. Weder du noch ich haben das Skelett vernichten können, von dem nur ein Teil sichtbar war. Ich habe es zweimal erlebt. Im Geschäft war es völlig unsichtbar, aber daß ich es zweimal erlebt habe, sagt mir auch, daß es wiederkommen kann und wird. Oder siehst du das anders?«

Nein, er sah es nicht anders, aber er wollte es Ann nicht unbedingt sagen und sie noch mehr beunruhigen. Zum Glück fiel ihm eine Lösung ein. »Wir beide werden jetzt nach unten gehen, und von dort

aus werde ich Donata McBain anrufen.«
»Warum?«
»Es ist möglich, daß sie mehr weiß.«
»Meinst du?«
»Ich kann es versuchen.« Er reichte Ann seine rechte Hand. Sie ließ sich hochziehen und sprach dabei über einen fremden Mann, den sie bei Donata kennengelernt hatte.
»Weißt du, was es bedeutet?«
»Nein, das nicht.«
»Und du hast diesen Fremden zuvor noch nicht gesehen?«
»So ist es.«
»Kann er mit dem Skelett zu tun haben?«
Sie saß jetzt und fuhr durch ihr Gesicht. »Ich weiß nicht, Dad«, flüsterte sie, »es ist alles so schwer. Ich weiß auch nicht, wie ich mich fühle. Ich komme mir noch vor wie fernab vom wahren und richtigen Leben, als würde ich dahinschweben. Auf einer Wolke gleiten, aber ich weiß, daß mich die Realität und das Leben noch packen wird.« Sie nickte, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen.
»Ja, ich weiß es, und dann werde ich wahrscheinlich durchdrehen, kann ich mir denken.«
»Und ich werde bei dir sein.«
Ann ließ die Hände sinken. Sie schaute ihren Vater an und umarmte ihn mit einer stürmischen Bewegung. »Du bist lieb, Vater, du bist - mein Gott, du hast mir das Leben gerettet, Dad!«
Er nickte. Reden konnte er nicht, weil ein gewisser Druck seine Kehle verstopfte.

***

Es war ein Bild, das sich in meine Erinnerung eingrub und auch mich schockte, obwohl ich einiges gewohnt war. Es floß kein Blut, es wurde keine Haut zerfetzt, und doch war es schaurig und makaber, denn zwei knöcherne Klauen hielten den Hals der Donata McBain umklammert. Aber nicht nur das. Sie waren dabei, die Frau nach hinten zu drücken. Der Druck hatte sie nicht auf einem Fleck stehenlassen. Sie bewegte ihre Beine, sie taumelte dabei durch den Flur, sie schwankte von einer Seite auf die andere und nahm dabei keine Rücksicht auf die Breite des Gangs, denn immer wieder stieß sie mit den Schultern gegen die verschiedenen Seiten oder brach für kurze Zeit zusammen, bis die Klauenhände sie wieder in die Höhe zerrten, um sie weiter durch den Flur in der oberen Etage zu wuchten, direkt auf die Treppe zu.
Das alles dauerte zwei, drei Sekunden, die ich mir noch Zeit ließ. Donata McBain lebte, ich hörte sie keuchend atmen. Dazwischen drangen auch Geräusche aus ihrem Mund, die mich an ein Röhren

oder Grunzen erinnerten. Ich jagte auf die Klauen zu.

Diesmal hielt ich mein Kreuz in der Hand. Während ich lief, hatte ich die Kette über den Kopf gestreift. Das Kreuz lag frei, ich würde es einsetzen können und hoffte, die Klauen zu zerstören, zu pulverisieren oder sie in einem heiligen Feuer aufzulösen.

Die Hände würgten weiter. Donata konnte sich nicht wehren. Zwar versuchte sie es, riß die Arme hoch, um die Klauen von ihrem Hals zu reißen, aber sie waren zu stark.

Dann war ich da.

Ich packte Donata an der Schulter und wuchtete sie herum. Ich wollte die beiden Klauen direkt vor mir haben, um sie angreifen zu können. Das Kreuz war nicht mal in ihre unmittelbare Nähe gelangt, da vernahm ich das Zischen und spürte zugleich den kalten Strom, der an meinem Gesicht entlang in die Höhe huschte.

Die Klauen waren verschwunden.

Pech gehabt.

Vor mir röchelte Donata McBain. Ihre Augen waren verquollen, als wollten sie die Höhlen verlassen. Ihr Mund stand offen. Sie schnappte verzweifelt nach Luft, ihr Gesicht zuckte, die Haut am Hals bewegte sich ebenfalls, und sie konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. Da sie nahe an der Treppe stand, fing ich sie ab und zog sie davon fort. Hustend begleitete sie mich auf dem Weg tiefer in den Gang hinein, und wir betraten Melanies Zimmer.

Ich hatte auch ein Bad gesehen. Aus ihm holte ich der Frau ein Glas Wasser.

Als ich zu ihr zurückkehrte, hob sie den Kopf und schaute mich an. »Das war das drittemal, John, das drittemal.« Sie schüttelte den Kopf. Mit rauher Flüsterstimme sprach sie weiter und räusperte sich zwischendurch. »Ich kann es nicht begreifen. Mich hat meine eigene Tochter angegriffen. Mein eigen Fleisch und Blut wollte mich töten. Das will mir einfach nicht in den Sinn.« Sie schüttelte den Kopf und begann zu weinen.

Ich stand mit dem Glas Wasser in der Hand wie ein begossener Pudel neben ihr und kam selbst nicht zurecht. Es gab immer wieder Lösungen, hier aber tappte ich wie durch dichten Nebel.

Mrs. McBain hatte sich schnell wieder gefangen. Sie war auch dankbar für das Wasser, das ich ihr reichte. Das leere Glas drehte sie wenig später zwischen den Händen und stellte die Frage, die auch mich beschäftigte.

»Wo und wie soll das enden?«

»Stimmt.«

»Sie wissen es auch nicht, John?«

»Nein.«

»Aber ich.«

»Bitte?«

Donata erhob sich und ging bis zum Fenster. Sie redete gegen die Scheibe, auf der ihr Atem beschlug. »Ich weiß es, John. Ich weiß, daß es erst aufhören wird, wenn ich tot bin.« Sie nickte. »Ja, erst dann wird Schluß sein.« Noch einmal schnappte sie nach Luft. Sie schaute dabei durch das Fenster. »Was sind das für Zeiten geworden, John? Ich kann sie nicht begreifen. Da kommen die längst Toten als Skelette aus ihren Gräbern hervor, um die Lebenden anzugreifen. Es ist Wahnsinn!« Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht und schaute mich an. »John, was kann man dagegen unternehmen?«

Ich sah ihr Gesicht durch die Lücken zwischen den Fingern. »Ja, wir müssen uns etwas einfallen lassen«, lautete meine nicht gerade intelligente Antwort.

Ihre Hände sanken nach unten. »Sie haben gut reden. Was sollen wir uns einfallen lassen?«

»Ich werde etwas tun müssen.« Sinnend schaute ich auf mein Kreuz. Es war mein Helfer, mein Beschützer, und ich hatte auch die Skelettklaue damit verjagen können. Es gab mir zwar keine Antwort, die reimte ich mir selbst zusammen. »Wir müssen davon ausgehen, daß Sie von Ihrer Tochter angegriffen worden sind. Sie waren in ihrem Zimmer, Melanie kehrte zurück, aber ich glaube nicht, daß es nur Ihre Tochter ist, die Ihnen ans Leben will. Sie hatte, wie Sie mir berichteten, eine sehr enge Bindung an ihren Vater. Beide sind gemeinsam gestorben oder in den Tod gegangen, wie immer man das sehen mag. Beide können nun gemeinsam zurückgekehrt sein. Wir müßten also mit einem zweiten Gegner rechnen.«

Donata McBain hatte mich verstanden, ich sah es ihr an. Aber sie gab keinen Kommentar ab. Sie stand vor mir und schluckte. Die Haut am Hals bewegte sich, die Augen hatten einen entzündeten Ausdruck bekommen. Sie strich auch über ihre Stirn, um dort den Schweiß abzuwischen. »Tochter und Vater«, hauchte sie.

»Es kann sein.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter, Donata. Es muß einen Weg geben, um beide zu locken. Das heißt, Sie müßten die Initiative ergreifen. Mehr ich, aber Sie müßten mich dabei unterstützen.«

Donata knetete ihren Hals. Sie dachte nach. Erst dann fragte sie: »Und wie haben Sie sich das vorgestellt, John?«

»Genaues weiß ich noch nicht. Wenn der Prophet nicht zum Berg kommt, dann muß der Berg eben zum Propheten gehen.«

»Und was bedeutet das in unserem Fall?«

»Ein Besuch auf dem Friedhof. Bei den Gräbern Ihres Mannes und Ihrer Tochter, Donata.«

Sie schwieg und wurde blaß. Dann stieß sie die Luft aus und

räusperte sich. »Sie wissen, was Sie da von mir verlangen, John?«
»Viel, ich weiß.«
»Warum soll ich mitgehen?«
»Weil ich Sie unter Kontrolle haben möchte. Ich könnte auch allein gehen, das aber will ich nicht, und ich möchte auch ehrlich zu Ihnen sein und Ihnen den Grund nennen. Ich will Sie gewissermaßen als Lockvogel einsetzen. Es drehte sich um Sie, Donata, Sie verstehen…«
»Ja, ich verstehe«, murmelte sie mit flacher Stimme und nickte langsam dazu.
»Dann sind wir uns ja einig.«
»Wann sollen wir denn gehen?«
»So bald wie möglich.«
Donata schaute ins Leere. »Ich muß mir noch meinen Mantel holen«, sagte sie.
Das Telefon läutete.
Beide schraken wir zusammen. »Soll ich abheben, John?« fragte Donata McBain.
»Sicher, tun sie das.«
Und sie hob ab.

***

Wir waren nicht zum Friedhof gegangen, noch nicht. Wir hatten uns in den Rover gesetzt und waren dorthin gefahren, wo die Familie Cordy lebte, denn Anns Vater Richard hatte bei Donata McBain angerufen.
Er war ein kräftiger Mann mit dunkelgrauen Haaren und fleischigen Händen. Sein Gesicht strahlte eine gewissen belmondohafte Männlichkeit aus, nur die in den Augen lauernde Furcht paßte nicht dazu, aber sie war berechtigt, wie wir meinten, als wie erfahren hatten, was ihm und seiner Tochter Ann widerfahren war.
Auch Ann war überfallen und beinahe erwürgt worden, und meine Theorie nahm immer mehr Substanz an.
Es mußte zwei Skelette geben. Einmal der Vater und zum anderen die Tochter.
Daß Donata überfallen worden war, konnte ich, auch wenn es mir schwerfiel, noch irgendwie nachvollziehen. Was aber Ann Cordy mit der Sache zu tun hatte, verstand ich nicht, doch ich war überzeugt, daß sie uns keine Lügengeschichten erzählt hatte.
Und auch ich hatte den beiden Cordys die Wahrheit erzählt. Sie wußten jetzt, wer ich war, und ich hatte ihnen mit einigen Worten auch meinen Beruf nahegelegt. Das hatte sie natürlich in großes Staunen versetzt, aber weitere Fragen hatten sie nicht gestellt.
»Wenn Sie schon einmal hier sind«, sagte Richard Cordy, der sein Glas mit Brandy umklammert hielt, »müßten Sie doch eigentlich einen

Weg sehen, dieses Grauen zu stoppen.«

Ich nickte. »Den gibt es auch, denke ich mir.«

»Welcher ist das?«

»Dazu brauche ich aber Ihre Tochter Ann.«

»Was?« Er wollte in die Höhe springen, aber ich legte ihm die Hand auf die Schulter, und so blieb er sitzen.

»Ja, ich brauche sie. Ebenso brauche ich Donata McBain.«

Er kippte den Brandy hinunter. »Warum? Da müssen Sie sich schon etwas Gutes einfallen lassen.«

»Wir werden sehen«, sagte ich. »Ob es nun glaubhaft klingt oder nicht, aber wir müssen davon ausgehen, daß die beiden Personen in ihren Gräbern keine Ruhe gefunden haben und als Skelette zurückgekehrt sind. Ob uns das nun paßt oder nicht.«

Ann und ihr Vater staunten und starrten mich mit offenen Mündern an. Es dauerte eine Weile, bis zumindest Ann etwas sagen konnte. »Aber das ist ja Horror.«

»Stimmt.«

»Wie im Film.«

»Stimmt auch.«

Sie hob die Schultern. »Meine Güte, wie soll ich das nur alles fassen?«

»Ich weiß es nicht. Ich möchte auch nicht, daß Sie sich gedanklich damit beschäftigen, Ann. Nehmen Sie es einfach als gegeben hin. Denken Sie bitte nicht darüber nach. Man kann es mit dem Verstand nicht begreifen, wenn man nicht geübt ist. Sehen Sie diese Wesen einfach als Neutrum an oder als Personen, die es zu bekämpfen gilt.«

Sie nickte. Ob ich sie überzeugt hatte, wußte ich nicht. Das war auch nicht nötig. Ich wollte nur, daß mich die beiden Frauen zum Friedhof begleiteten, denn das war wichtig. Es sollte an diesem Grab zu einer Familienzusammenführung kommen, abgesehen von Ann, die ja als Fremde dort stehen würde, aber trotzdem betroffen war.

Richard Cordy ballte die rechte Hand zur Faust. »Wäre es nicht besser, wenn wir aus Ripon für eine Weile verschwänden?«

»Was wäre damit gewonnen?«

»Zeit, Mr. Sinclair.«

»Da gebe ich Ihnen recht. Nur wird es diese beiden Skelettkiller auch dann noch geben. Sie sind nicht vernichtet. Sie existieren weiter, und sie werden versuchen, ihre Aufgabe zu erfüllen.«

Er stöhnte auf und schüttelte den Kopf. »Himmel, Sie reden so, als wäre es völlig normal.«

»Das ist es sicherlich nicht, Mr. Cordy, aber wir alle müssen uns damit abfinden.«

»Das befürchte ich auch.« Er schaute mich an. »Komisch, daß ich Ihnen, einem Fremden, glaube.«

»Sie vertrauen einem Yard-Beamten.«

»Schön.« Richard holte Atem. Er knetete dabei seine Nase. Die nächste Frage drang leise über seine Lippen. »Und wann ist es soweit? Wann wollen Sie fahren?«

»So rasch wie möglich.«

»Also jetzt?«

»Ja.«

Er war wohl überrascht und wußte nicht, was er sagen sollte. Er schaute nur seine Tochter an, die so ängstlich und verschüchtert in ihrem Sessel saß, der für ihre Gestalt viel zu groß wirkte. »Du hast es gehört, Ann. Willst du? Bist du bereit?«

»Ich muß es wohl tun, Dad.« Richard Cordy kam damit nicht zurecht. »Meine Güte, Kind, ich bewundere deinen Mut.«

»So schlimm ist es nicht!«

»Doch, das hätte ich nicht geschafft. Zum Friedhof gehen, sich an ein Grab stellen und dort auf lebende Tote zu warten. Das hätte ich nicht geschafft. Das ist Wahnsinn!« Er schlug gegen seine Stirn und schüttelte den Kopf. »Völlig verrückt.«

Ann schwieg. Sie schaute hoch, als ich aufstand und Donata McBain das gleiche tat. »Bringen wir es hinter uns«, sagte ich.

Richard stand ebenfalls auf. Er kam auf mich zu. Dicht vor mir blieb er stehen. Er war ungefähr so groß wie ich. Wir konnten uns in die Gesichter schauen. »Und Sie versprechen mir, daß Sie meine Tochter wieder hier in das Haus zurückbringen?«

»Ich verspreche es. Aber nicht mit einer hundertprozentigen Sicherheit, denn die gibt es nicht im Leben. Aber ich werde tun, was in meinen Kräften steht, Mr. Cordy.«

Er schnaufte und senkte den Kopf. Dann umarmte er seine Tochter und flüsterte mit bebender Stimme: »Ich werde für dich beten, Kind…«

»Ja, Dad, tu das…«

***

Es war still. Die eisige Luft lag wie eine Plane über der kleinen Stadt. Man spricht oft von einer klirrenden Kälte, und dieser Vergleich kam mir in den Sinn, als wir zu dritt den Rover nahe der Friedhofsmauer verließen und ich die Tür ins Schloß drückte. Ich streifte die Handschuhe über und drehte mich um. Die beiden unterschiedlich alten Frauen standen dicht beisammen. Sie trugen keine Mützen und hatten die Kragen ihrer Mäntel hochgestellt. Anns Gesicht sah so schmal aus wie das einer bleichen Puppe, die angefroren war.

Ich lächelte ihnen zu, was ihre ernsten Mienen auch nicht lockerte. »Ich weiß«, sagte ich zu ihnen, »auch ich wäre gern einen anderen Weg gegangen, aber es ist nicht möglich. Nach allem, was ich erfahren

habe, ist es der einzig richtige.«
»Haben Sie tatsächlich alles erfahren, John?« fragte Donata.
»Etwas Wichtiges fehlt noch. Doch ich hoffe, daß wir es schaffen. Kommen Sie jetzt.«
Es fiel den beiden nicht leicht, den Friedhof zu betreten, und auch ich hätte mich in einem warmen Zimmer wohler gefühlt, aber es ging einfach kein Weg daran vorbei. Ich war mal wieder über einen Fall gestolpert, obwohl ich damit nicht gerechnet hatte. Mich hielt das Schicksal an der langen Leine. Es führte mich immer genau dorthin, wo ich auch gebraucht wurde. Das war wohl der Sinn und zugleich auch der Fluch meines Lebens. Man konnte es auch anders sehen. Es war besser, wenn es mich erwischte, als irgendeinen Unbeteiligten, der diesen alptraumhaften Dingen auf keinen Fall gewachsen war. Wir durchschritten das Tor und hatten somit die Welt der Toten, denen die Lebenden durch Steine, Gräber und Kreuze Andenken errichtet hatten, betreten.
Es gab kein Licht auf diesem großen Gräberfeld. Nicht mal der Mond schien.
Und es war kalt!
Zum Glück wehte nur ein leichter Wind. Wäre es stärker gewesen, hätte er unsere Gesichter einfrieren lassen. Der Atem dampfte vor unseren Mündern, und ich hatte die beiden Frauen vor mir hergehen lassen.
Auf der Fahrt hatte mir Donata erklärt, daß das Grab ihres Mannes und das ihrer Tochter zusammenlagen. Beide waren in einer Familiengruft beerdigt worden und hätten von dort eigentlich nicht mehr zurückkehren sollen, doch sie hatten es getan, sie waren als Skelette erschienen, was mir wiederum nicht in den Kopf wollte. Besonders nicht als Teile eines Skeletts. Ich hatte schon gegen lebende Skelette gekämpft, gegen vollständige Körper, aber nicht gegen irgendwelche mörderischen Knochenklauen.
Wir nahmen den Hauptweg, der mit kleinen Kieselsteinen bestreut war. Das Eis hatte sie glatt gemacht. Die Steine bewegten sich leise schabend unter unseren Schuhen.
Rechts und links des Wegs lagen nicht nur die Gräber. Dort wuchsen auch Hecken, die hier und da von den Kronen blattloser Bäume überdeckt waren.
Die Kälte hatte die Welt erstarren lassen. Auch die Tiere der Nacht hörten wir nicht. Nur unsere Trittgeräusche durchbrachen die Stille.
Ann hatte sich bei Donata eingehängt, sie wirkten dabei wie Mutter und Tochter. Manchmal drehte sich Donata um und schaute mich an. Ihr Gesicht hatte in der Dunkelheit einen leichten Blauschimmer bekommen, und die Augen glänzten wie Metall.
Ich nickte ihr beruhigend zu, aber kein Lächeln kam zurück.

Natürlich hielt ich die Augen auf. In der Dunkelheit war nicht viel zu sehen, erst keine blanken, in der Luft schwebenden Knochen.

Eine andere, eine fremde Welt. Eine Welt, die in einen Kälteschlaf gefallen war und erst erwachen würde, wenn es taute.

Ich lauschte auf meine innere Stimme.

Sie sagte nichts.

Stille.

Ich ging weiter.

Die beiden Frauen sprachen flüsternd miteinander. Ich hörte, wie Donata Ann die Lage der Gruft erklärte und entnahm den Worten, daß es nicht weit war.

Wir mußten vom Hauptweg ab. Nach links. Hinein in ein anderes Gebiet, in dem Hecken immer wieder kleine Welten für sich bildeten. Es gab Durchgänge, damit der Besucher auch an die Gräber herankam, die er sehen wollte.

Kein Licht. Keine Kerze auf einem der Gräber. Die Inseln der Toten lagen in einer bedrückenden Stille. Man roch die Verwesung nicht. Anders auf dem Friedhof San Michele, der zu Venedig gehörte. Vor einigen Wochen hatte mich ein Fall dorthin geführt, und da hatte ich den Eindruck gehabt, eine Luft einzuatmen, die von unzähligen Verwesungspartikeln durchdrungen war. Aber auch das war eine Welt für sich gewesen und mit dieser hier nicht zu vergleichen.

Wir passierten einen hohen Steinbottich, in dem Regenwasser gesammelt wurde. Bei dieser Kälte war es zu einer festen Masse erstarrt. Auf der Oberfläche schimmerte graugrün das Eis.

»Es sind nur noch ein paar Schritte«, meldete Donata.

»Okay, es eilt nicht.«

»Gut.«

Es war sicherlich nicht billig, was ich in der folgenden Zeit an Grabsteinen und Figuren sah. Auf diesem Teil des Friedhofs lagen die Gruften, und es gab noch freie Flächen, die für neue Familiengräber reserviert waren.

Mich interessierte nur eine bestimmte Gruft, vor der Donata und Ann stehengeblieben waren. Auch ich stellte mich neben sie. Donata streckte zögernd ihren Arm aus, die Hand machte sie ebenfalls lang und flüsterte: »Hier ist es.«

Ich nickte. Dann holte ich meine kleine Leuchte aus der Tasche, um mehr sehen zu können. Der Strahl kam mir selbst vor wie ein dünner Eisfinger. Er glitt über das große Grab hinweg.

Ich leuchtete weiter. Der Grabstein war ebenfalls leicht vereist. Ich untersuchte das Grab, aber ich fand keine Stelle, die darauf hingewiesen hätte, daß irgendwelche Zombies aus der Tiefe nach oben gekrochen waren, um die harte Fläche zu durchbrechen.

Nein, auf die klassische Art und Weise hatten Vater und Tochter das

Grab nicht verlassen.

Ich drehte den Kopf und blickte in das kalte Gesicht der Donata McBain. Sie nahm den Schal vom Mund, als sie meine gerunzelte Stirn sah. »Wenn ich Sie so sehe, muß ich daran denken, daß auch sie im Moment nicht mehr weiterwissen.«

»Das stimmt.«

»Warum nicht?«

»Weil ich damit gerechnet habe, daß sie aus ihrer Gruft geklettert sind, um zu Ihnen zu kommen.«

»Es ist alles anders gelaufen«, flüsterte Donata. »Nichts ist mehr, wie es sein sollte. Ich habe beinahe das Vertrauen in die Gesetze der Welt verloren. Warum kann nicht das, was tot ist, auch tot bleiben? Warum muß es auf eine derartig fürchterliche Art und Weise zurückkehren, John? Können Sie mir die Antwort geben?«

»In diesem speziellen Fall noch nicht, aber es gibt Dinge, die jenseits unseres normalen Begriffsvermögens und Verständnisses liegen, und die sollte man sogar akzeptieren.«

»Sie tun das.«

»Ich muß es.«

Donata fragte nicht mehr weiter. Sie schaute zu, wie ich das Kreuz aus der Jackentasche holte und das Grab betrat.

Ich bückte mich und streckte zugleich den Arm aus. Mit dem Kreuz fuhr ich dicht über die Grabfläche hinweg und zeichnete ihre Umrisse nach. Ich hatte meinen rechten Handschuh ausgezogen und wartete darauf, daß das Kreuz reagierte, sich erwärmte, doch diese Hoffnung war vergebens.

Ich streifte den Handschuh wieder über und ließ das Kreuz verschwinden. Donata sprach mich an.

»Und, John? Was haben Sie erreicht? Sind Sie jetzt schlauer geworden?«

»Auf eine gewisse Art und Weise schon«, gab ich zu. »Ich weiß zumindest, daß uns aus der Tiefe der Gruft keine Gefahr droht. Davon können wir ausgehen.«

»Sollen wir jetzt aufatmen?«

»Dazu besteht kein Grund.«

»Das denke ich auch.«

Würgegeräusche ließen mich und Donata herumfahren. Ann hatte sie abgegeben. Sie war nicht mit uns zusammen auf das Grab gegangen, sondern davor stehengeblieben. Den Platz nahm sie jetzt noch ein, nur stand sie nicht mehr auf der Stelle, sondern bewegte sich in einem kleinen Umkreis.

Sie hatte den Kopf in den Nacken gelegt, die Augen waren geöffnet, sie schnappte nach Luft, und ihre angehobenen Arme mit den gespreizten Händen bewegten sich auf die Kehle zu, um dort etwas

wegzureißen, was für uns und auch für sie nicht sichtbar war.
Es mußten die Klauen sein.
Unsichtbar, wie auch bei Donata.
»John, sie sind da!« flüsterte die Frau. »Verdammt noch mal, sie haben uns gefunden.«
»Das wollte ich auch.« Mit einem langen Schritt hatte ich mich Donata genähert, der nächste brachte mich so dicht an sie heran, um eingreifen zu können.
Und diesmal setzte ich das Kreuz gezielt ein. Ich führte es direkt dorthin, wo sich meiner Meinung nach die würgenden Hände befinden mußten, wobei ich keinen Widerstand spürte, aber einen warmen Hauch.
Zugleich kriegte Arm wieder Luft. Ich drehte mich nach links und von der jungen Frau weg. Meiner Ansicht nach war der Geist dorthin geflüchtet, er sollte mir nicht noch einmal entkommen.
Ich brauchte nicht viel zu tun.
Etwa eine Armlänge vom Grab entfernt, tat sich etwas. Dort bewegte sich die kalte Luft, als wäre sie von einem Strom durchbrochen worden, der nur allmählich Gestalt annahm.
Der Strom führte von oben nach unten, denn so materialisierte sich auch das Wesen.
Es war kein Geist mehr.
Es war dabei, sich in ein Skelett zu verwandeln, und drei staunende Augenpaare schauten zu.

***

Die Luft vor uns flimmerte an bestimmten Stellen. Immer stärker zeichnete sich in ihr etwas ab, das wie ein heller Schatten wirkte, aber nicht schattenhaft blieb, sondern sich ausfüllte.
Eine Gestalt entstand.
Keine menschliche, es war ein Skelett, das sich aus dem Unsichtbaren hervor aufbaute. Schaurig anzuschauen mit seinem bleichen Schädel, den leeren Augenhöhlen, die längst vom Dreck und auch von den Würmern und Insekten verlassen worden waren.
Die Knochen waren blank, als hätte man sie nachträglich poliert.
Und es bildete sich weiter vor unseren staunenden Augen hervor. Es entstanden die Schultern, der knochige Brustkorb ebenso wie das Becken und die Beine.
Die beiden Frauen hielten sich in meinem Rücken auf. Hin und wieder hörte ich Anns Stimme. Sie sprach davon, daß so etwas nicht möglich war, und auch ich, der einiges gewohnt war, zeigte mich überrascht. Das hätte ich nicht gedacht. Mein Kreuz hatte dieses Knochenmonster nicht zerstört, sondern aus dem Unsichtbaren hervor aufgebaut.

Was steckte dahinter?
Eine völlig neue Kraft oder eine uralte, von der ich bisher nichts gehört hatte?
Wie dem auch sei, die Verwandlung setzte sich fort, und Donatas Stimme gab mir einen Stich, als sie sagte: »Gütiger Gott, das ist meine Tochter!«
Ich schwieg.
Mein Blick war an den Beinen der Gestalt nach unten geglitten, wo sich allmählich die Füße bildeten. Es sah aus, als wäre jemand damit beschäftigt, einen Vorhang zur Seite zu ziehen, um auch die letzte Einzelheit der makabren Gestalt zu zeigen.
Und dann stand sie vor mir.
Melanie McBain!
Ich wußte nicht, wie sie zuvor ausgesehen hatte, nun aber war sie ein Monster und somit Menschen gegenüber sicherlich nicht freundlich gestimmt. Das Fleisch war längst von den Knochen gefallen.
Es war sicherlich längst zu Staub zerfallen.
Der Rest stand vor mir.
Zurückgekehrt als schaurige Gestalt, um die Menschen das Grauen zu lehren.
»Was wollen Sie tun, John?«
»Es vernichten.«
»Und dann?«
»Es gibt noch ein zweites«, flüsterte ich. Die Worte hatte ich kaum ausgesprochen, als ich die Klauen an meinem eigenen Hals spürte…

***

Der schwarze BMW der dreier Serie rollte beinahe lautlos in den Ort hinein. Der Motor flüsterte, die Reifen verursachten summende Geräusche. Die einzigen Laute, die den Wagen begleiteten, denn der Mann hinter dem Lenkrad sprach nicht. Er war die Ruhe und Konzentration in einer Person.
Kaum hatte das Licht der Scheinwerfer die ersten Häuser erfaßt, suchte der Fahrer nach einer Möglichkeit, den Wagen abstellen zu können. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden. Man sollte sich später nicht an ihn erinnern. Parkstellen gab es genug und auch dunkle Stellen, die vom Licht der bleichblassen Laternen nicht erreicht wurden. Der Mann hatte sich sehr bald für einen Platz entschieden, zog den BMW dicht an den linken Straßenrand und stellte den Motor ab.
Für eine Weile blieb er im Dunkeln sitzen. Die Seitenscheibe des rechten Vorderfensters war ein wenig nach unten gefahren. Durch den Spalt drang die eisige Winterluft und vermischte sich mit der Wärme innerhalb des Fahrzeugs.

Der Mann saß unbeweglich auf seinem Platz, die behandschuhten Hände auf den unteren Ring des Lenkrads gelegt. Er trug nur dünne Handschuhe, keine für draußen, wo die Temperatur immer mehr gesackt war. Er drehte den Kopf ein wenig und brachte sein Gesicht näher an die Scheibe heran, als wollte er die kalte Luft kosten oder gar trinken. Er schnupperte. Die Flügel seiner schmalen Nase vibrierten leicht.

Das also war Ripon.

Das war das Ziel.

Hier mußte er die Spuren verwischen, die jemand unvorsichtigerweise hinterlassen hatte. Als er daran dachte, da schien es in seinen Augen zu glühen, und er spürte einen unwahrscheinlichen Haß auf diesen Verräter in sich hochsteigen.

Ja, er hatte sie verraten, sie alle verraten. Er hätte die Kunst geheimhalten sollen, aber er hatte es nicht getan. Er hatte sich jemand anvertraut, er hatte sie eingeweiht, auch wenn es seine Tochter gewesen war, er hätte es nicht tun dürfen. Er hatte ihr sogar die Schriften zu lesen gegeben, was ebenfalls furchtbar war, und er hatte dafür auch bezahlt, ebenso wie seine Tochter, aber die Bücher gab es noch, sie waren vorhanden, auch wenn der Tod der beiden schon beinahe drei Jahre zurücklag, die Bücher durften nicht in fremde Hände fallen.

Zum Glück war es Don Farell noch rechtzeitig eingefallen. Er würde es ändern. Als er daran dachte, lächelte er. Farell spann seinen Gedanken noch weiter. Er wußte genau, daß diese kleine Stadt sehr bald aus ihrer schläfrigen Ruhe erwachen würde, wenn er seine Aufgabe hinter sich gebracht hatte.

Farell hob seinen rechten Arm. Unter der Decke befand sich, neben dem Innenspiegel, eine kleine Leselampe. Er schaltete sie ein. Der Strahl fiel direkt auf seinen Schoß. Farell griff in die rechte Seitentasche seiner schwarzen Wolljacke und holte einen kleinen Plan hervor. Ihm war alles aufgezeichnet worden, und er fand sehr schnell die Stelle auf dem Plan, wo er jetzt parkte.

Farell nickte zufrieden. Im Licht der Lampe hatte sein blasses Gesicht einen bläulichen Touch angenommen. Überhaupt war an ihm vieles blaß und sehnig. Kein Gramm Fett zuviel belastete seinen durchtrainierten Körper. Das Gesicht war schmal. Die Wangen, auf denen sich Bartschatten abzeichneten, wirkten wie durch schwarze Asche gepudert. Die dunklen Haare hatte Farell straff nach hinten gekämmt. Da sie sehr lang waren, hatte er sie im Nacken zu einem kleinen Zopf zusammengebunden.

So machte er alles in allem den Eindruck eines Indianers, der sich auf den Kriegspfad begab. Es fehlte nur noch die Bemalung in seinem Gesicht, dann wäre er perfekt gewesen.

Farells Finger fuhr über den gezeichneten Plan und stoppte dort, wo der Zeichner das rote Kreuz aufgemalt hatte.

Das war sein Ziel.

Wieder lächelte er, als er den Weg verglich. Jedes Schulkind hätte ihn finden können. Er brauchte kein zweites Mal nachzuschauen, den Weg hatte er sich eingeprägt.

Noch einmal kroch er nach draußen. Es roch verbrannt, und es würde bald noch verbrannter riechen, denn Farell war es gewohnt, Nägel mit Köpfen zu machen. Ihm nahm niemand die Butter vom Brot.

Er schloß das Fenster wieder und startete.

Der Motor summte. Er war nicht laut, darauf hatte der Mann beim Kauf des Wagens wert gelegt.

Und wie ein schwarzes Raubtier schlich der Wagen mit seinen getönten Scheiben durch die kleine Stadt. In seinen schmalen, wachsamen, dunklen Augen zeichnete sich Zufriedenheit ab, als er in die Straße einbog, in der das Ziel lag. Und diese Zufriedenheit verstärkte sich, denn er hatte erkannt, daß die Straße menschenleer war. Die wenigen, an den Rändern geparkten Fahrzeuge waren von einer grauen Schicht aus Eis und Schneegriesel bedeckt. In ihnen würde wohl kaum ein Mensch sitzen und die Straße beobachten.

Don Farell parkte nicht weit von seinem Ziel entfernt. Er würde es mit wenigen Schritten erreichen können, was auch wichtig war. Bevor er ausstieg, kontrollierte er seine Waffen und nahm den Koffer an sich, der auf dem Beifahrersitz seinen Platz gefunden hatte. Mit ihm in der Hand stieg er aus.

Der Koffer war schwarzgrau, und er hob sich kaum von der Dunkelheit und der Kleidung des Mannes ab.

Farell war vorsichtig, denn er sah auch die Kälte und das damit verbundene Glatteis als Feind an. Es störte ihn nicht, und so erreichte er unangefochten eine der beiden Haustüren.

Er entschied sich nicht für die, die in das kleine Geschäft führte, hinter dessen Schaufenstern es dunkel war. Er kümmerte sich um die zweite Tür. Sie lag in einer Nische, wo sie die Rückwand bildete.

Farell schaute sich das Schloß an.

Er lächelte geringschätzig. Mit seinem Besteck würde er es innerhalb von Sekunden geknackt haben.

So war es auch.

Er drückte die Tür auf, betrat das Dunkel des Flurs, schloß die Tür wieder und atmete auf.

Geschafft!

Der Rest würde ein Kinderspiel sein, hoffte er. Und sollte sich ihm Widerstand in den Weg stellen, würde er ihn zur Seite räumen, denn Menschenleben spielten bei ihm und seiner Gruppe keine Rolle.

Mit dieser Gewißheit machte er sich an die Durchsuchung des

Hauses…

ENDE des ersten Teils